

KLARTEXT

DAS MAGAZIN DER DEUTSCHEN JOURNALISTENSCHULE

NUMMER 9
LEHRREDAKTION 44 A
2006



GANZ SCHÖN SCHWER!

Randgeschichten – leicht verpackt

RAND.

Das klingt erst einmal traurig, träge, klagend. Am Rand will keiner sein.

Wir gingen an die Ränder der Republik, entdeckten Ränder der Gesellschaft, fragten nach dem Rand der Wahrnehmung und des Universums. Und wir stellten fest: Am Rand ist es lustig, eigenartig, interessant.

Darum rückt auf den nächsten Seiten der Rand in die Mitte.

Warum spielt ein Kontrabassist fast unhörbar tiefe Töne? Was kann ein Schlafforscher über den Moment erzählen, in dem wir nicht wach sind, aber auch nicht schlafen? Weshalb stecken wir Randgruppen in einen Karton?

Viel Spaß beim Lesen – übrigens ganz traditionell: vom linken zum rechten Rand.

Foto: PHOTOCASE.COM, Titelbild: KATRIN BLUM, DÖRTHE NATH

IMPRESSUM

KLARTEXT

Abschlussmagazin
der Lehrredaktion 44 A der
Deutschen Journalistenschule

Herausgeber und Verlag

Deutsche Journalistenschule e.V.
Altheimer Eck 3
80331 München
Tel_089.2355740

Chefredaktion

Kajo Fritz jun. (V.i.S.d.P.),
Johannes Honsell
(Adresse wie Verlag)

Redaktion

Dorit F. Becker, Katrin Blum,
Sven Böll, Michael Brunnbauer,
Matthias Dachtler, Nikolai
Fichtner, Kajo Fritz jun., Fredy
Gareis, Johannes Honsell, Carolin
Jenkner, Judith Kösters, Claudia
May, Dörthe Nath, Carolin Pirich,
Wolf Schmidt

Mehr zu den Autoren unter:

www.djs44A.de

Schlussredaktion

Katrin Blum

Dozenten

Ulrich Stanciu, Chris Bleher
(Text), Thomas Klinger (Foto),
Florin Preußler (Art Direction)

Anzeigen

cross.com
PR-Konzeption, -Redaktion,
-Organisation
Venusstraße 1
82205 Gilching
Tanja Leis
(verantwortlich für die Anzeigen)
Tel_08105.390799
leis@cross-com.de

Druck & Lithographie

LANAREPRO GmbH
Peter-Anich-Straße 14
I-39011 Lana (BZ)
Tel_+39.0473498500
info@lanarepro.com
www.lanarepro.com

Besonderen Dank

an die Illustratoren
Monika Aichele, Sylvia Neuner
und Nelson Alves.

EDITORIAL / IMPRESSUM 03

KLISCHEES IM KARTON 08

SCHWULER MOSLEM ZU VERLEIHEN 14
Um Vorurteile abzubauen, kann man in Holland Menschen mieten.

HOFFNUNGEN IN DER HÖLLE, PROBLEME IM PARADIES 16
Die Wachstumsregion Freising kämpft mit den Folgen des Booms, Bremerhaven beschwört nach dem Niedergang bessere Zeiten.

DIE RANDSTRATEGEN 22
Das Klartext-Quartett der Kleinstparteien.

BIBEL-JUNKIES 24
Heroin-süchtig rein, gläubig raus: Auf einem niederbayerischen Bauernhof werden schwere Jungs zu Lämmern Gottes.

„DAS UNIVERSUM IST EIN DONUT!“ 30
Astrophysiker Harald Lesch hat uns das Universum erklärt. So ganz begriffen haben wir es nicht.

DIE UMWELTSÜNDER 32
Wie junge Aktivisten mit Öko-Pornos den Regenwald retten wollen.

GHETTO IM KOPF 36
Unser Autor ist in einem Viertel aufgewachsen, in dem Deutsche in der Minderheit sind. „Es kracht bald“, sagen die, die noch da sind.

„NICHT SCHÖN WIEDER EIN FLÜCHTLING!“ 39
SZ-Leitartikler Heribert Prantl über gute und schlechte Ausländer.

RUGBY OR NOT TO BE 40
Manche Querschnittsgelähmte können nicht einmal einen Ball fangen. Rugby spielen sie trotzdem.

„ES GIBT KEINE RANDTHEMEN!“ 46
Medienmacher diskutieren über blinde Flecken des Journalismus.

VERGESSENE HELDEN 49
Einmal Rampenlicht und zurück. Vier Eintages-Promis im Porträt.

ANDERE SAITEN AUFZIEHEN! 50
Was man alles sieht, wenn man genau hinhört.

REISEZIEL ALDI 54
Warum Busladungen von Schweden Supermärkte auf Rügen stürmen.

DAS GEFÄNGNIS DES MONSIEUR BOFILL 56
Ein Architekt baute in Paris einen Palast für sozial Schwache. Die müssen nun drin wohnen.

„TRÄUME KANN MAN STEUERN“ 62
Schlaf-Experte Michael Wiegand erklärt, wie man träumt.

AUSSTIEG OST 64
Bayerische Hippies gründeten im ostdeutschen Klein Jasedow eine Kommune, um die Region zu beleben. Die Einheimischen wehren sich.

MARIENHINTERHOF 68
Was machen eigentlich die Jungs hinter der Kamera?

DIE ZWEITSTIMME DER KANZLER 70
Seit 1989 flüstert Werner Zimmermann den Mächtigen ins Ohr.

IHR PLATZ AM RAND 74
Sind wir nicht alle ein bisschen Außenseiter?



„DIE WAHRHEIT LIEGT MEIST AM RAND, NICHT IN DER MITTE.“

Henry Miller



Fotos: FREDY GAREIS, CLAUDIA MAY, THOMAS KLINGER



DER KÜRZE

ER FEIERT FÜR sein Leben gern. Dabei ärgert sich der Fachinformatik-Azubi Tobias Hausmann, 21, maßlos, wenn er bei den Türstehern abblitzt. Ob das an seinen langen Haaren, den Turnschuhen oder seinen 140 Zentimetern Körpergröße liegt, ist ihm dann egal.

In Holland kann man neuerdings Randgruppen ausleihen,
um Vorurteile abzubauen. Tolle Idee, finden wir. Und haben da
gleich mal ein paar Vorschläge.

Konzept/Fotos_KATRIN BLUM, MATTHIAS DACTLER, THOMAS KLINGER, JUDITH KÖSTERS, DÖRTHE NATH

KLISCHEES IM KARTON



DIE LEUTE LIEBEN seine Gambas Aglio e Olio. Noch mehr als seine Filme. Mallam Sanho, 45, ist ausgebildeter Kameramann, hat Journalistik und Wirtschaft studiert. Jetzt ist er Chefkoch in der Münchner Szenebar Lardy. Das hat er nebenbei gelernt.

DER SCHWARZE

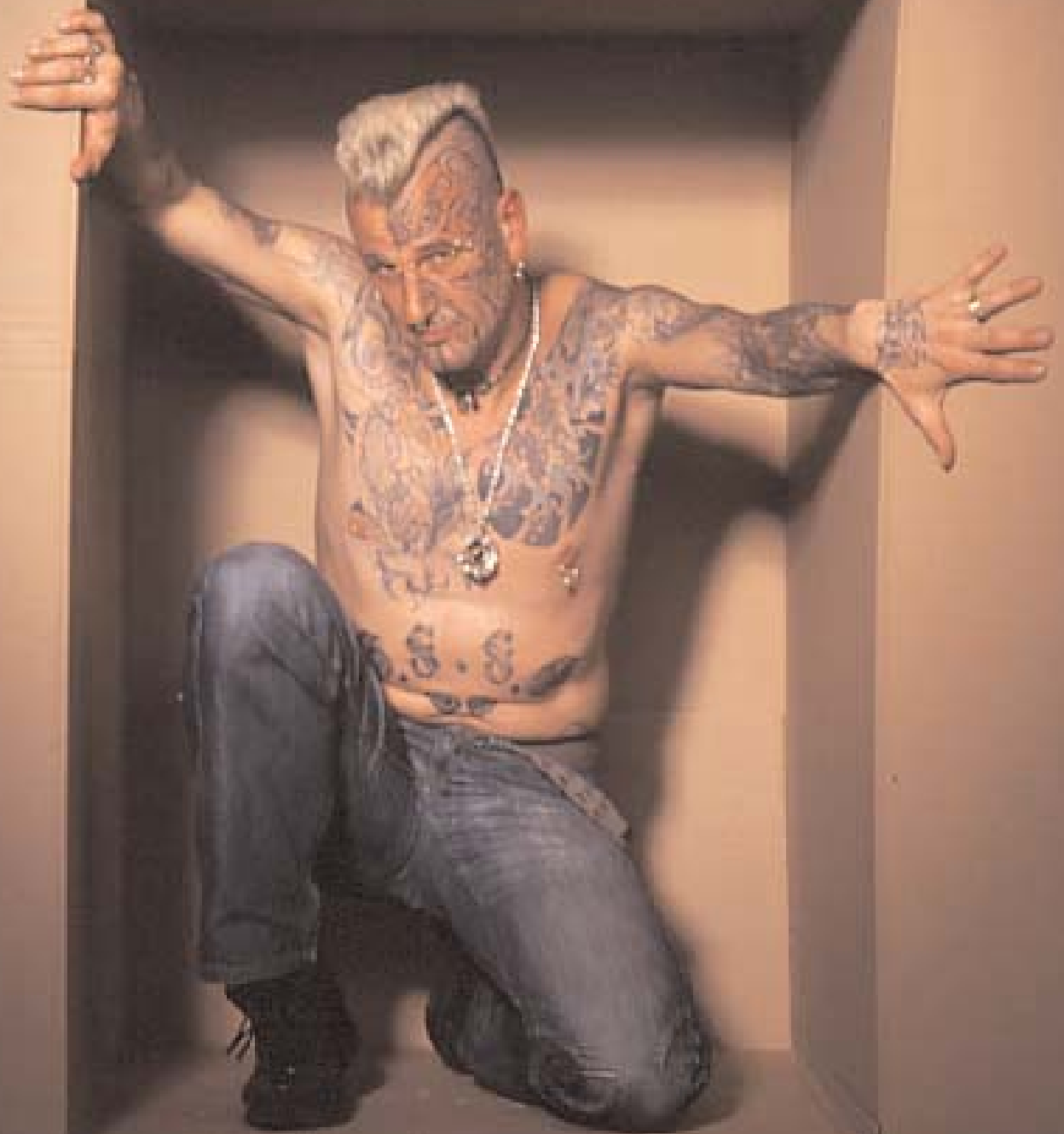


DIE DICKE

FRÜHER TOBTE SIE sich im Kajak aus und wurde Süddeutsche Meisterin. Heute verausgabt sich Tanja Bartsch, 28, auf dem Laufsteg: „Die anderen Models sind meistens älter, molliger und haben mehr an. Dazwischen komm' ich in Unterwäsche und geb' Vollgas.“



DER ASSOZIALE



ER SAMMELT Waschmaschinen. Nicht für sich selbst, sondern für Kinderheime in Polen und Rumänien. Arafat, 44, ist Piercer und träumt davon, eine Schule oder Krankenstation in einem Entwicklungsland aufzumachen.

A photograph of a woman sitting inside a large, open cardboard box. She is wearing a patterned, long-sleeved dress and has her hands covering her face. The box is set against a dark background. A white, torn-edge sticker with the text 'DIE ZIGEUNERIN' is affixed to the inside of the box's lid.

DIE ZIGEUNERIN

„**WENN ICH KOPFTUCH** trage, schauen mich die Leute komisch an“, sagt Sharon Zachariah, 31. Sie hat einen ausgefallenen Kleidungsstil. Im Sommer trägt sie Tops, Shorts und dazu manchmal Kopftuch. Sharon ist in Kalkutta aufgewachsen und hat in Mainz Anglistik studiert. Sie lebt seit neun Jahren in Deutschland. Ihr Geld verdient sie mit Englischunterricht, Ende des Jahres erscheint ihre erste Jazz-Platte.



SCHWULER MOSLEM ZU VERLEIHEN

Irgendwann hatte der Niederländer Jan Krol keine Lust mehr auf die immer gleichen Vorurteile. Seitdem verleiht der homosexuelle Bibliothekar sich selbst – und andere Randgruppen. Die Medien sind begeistert. Die Bürger von Almelo nicht.

Text_JUDITH KÖSTERS

Die Stadtbibliothek von Almelo ist modern. Man kann Bücher ausleihen, CDs, DVDs – und Menschen. Zwei der lebenden Bücher sitzen heute im Café der Bibliothek und trinken Cola und Orangensaft. „Subasi, Aysen, Frau (38), korantreue Muslimin mit Kopftuch“ und „Mekenkamp, Hans, Mann (41), homosexuell, Diabetiker“, so stehen sie im Katalog, den man online abrufen kann. Für Aysen Subasi ist es das erste Mal, dass sie jemand ausleiht. Hans Mekenkamp hat schon einmal einem Fernsehsender ein Interview über das Projekt gegeben. „Falls man ein Gespräch mit den Medien als Ausleihen zählen kann“, sagt er und lacht. Die normalen Bibliotheksnutzer haben sich jedenfalls bisher weder für die Muslimin noch für den Schwulen interessiert.

Die Idee mit den lebenden Büchern kam Jan Krol, dem Direktor der Bibliothek, letztes Jahr im September. Living Library heißt sein Projekt. Die Begegnung mit einem Menschen prägt mehr als jedes Buch, dachte er sich. Im direkten Gespräch kann man seine Vorurteile überprüfen und Minderheiten besser verstehen lernen. Das weiß er aus eigener Erfahrung. Krol ist homosexuell.

Das Projekt war noch gar nicht angelaufen, da tauchten die Medien auf. Erst die Zeitungen der Region, kurz darauf die gesamte niederländische Presse, dann Radio und Fernsehen. Alle wollten mit dem Mann sprechen, der Randgruppen verleiht – in den Niederlanden, die lange als Multikulti-Vorzeigeland galten. Zumindest bis vor eineinhalb Jahren, als der islamkritische Filmemacher Theo van Gogh von einem radikalen Moslem auf offener Straße erstochen wurde.

Selbst aus dem Ausland kamen die Journalisten nach Almelo. Dabei hatte noch kein einziges Ausleih-Gespräch stattgefunden. Als der Medienansturm vorbei war, ging Krol endlich an die Arbeit und stellte nach und nach einen Katalog von ausleihbaren Menschen zusammen. Inzwischen umfasst er 22 Leute: Neben Subasi und Mekenkamp steht dort zum Beispiel noch „Nkomo, Marcel, Mann (36), Flüchtling aus Burundi: Bürgerkrieg, Gewalt, Armut“. Oder „Remmerswaal, Astrid (48), körperbehindert, lebt im Rollstuhl“. Auch Krol selbst kann ausgeliehen werden. Wer ein Gespräch möchte, kontaktiert die Ausleihtheke, die ein dreißigminütiges Treffen mit dem gewünschten Randgruppenvertreter arrangiert. „Ich freue mich schon auf das erste Ausgeliehenwerden“, sagt Hans Mekenkamp, der Schwule, mit dem bisher keiner reden wollte. „Natürlich werden die Leute dumme Fragen stellen“, fügt er hinzu. „Wer ist eigentlich die Frau bei euch in der Beziehung?“ zum Beispiel, das fragen ihn die Leute auch im Alltag. „Ich koche, und mein Freund macht sauber“, sagt er dann immer.

Gleich am offiziellen Eröffnungstag im März 2006 hatte eine ältere Dame einen Drogenabhängigen ausgeliehen. Eine halbe Stunde saßen sie im Bibliotheks-Café zusammen und redeten über Heroin, Speed und Kokain und darüber, was es bedeutet, süchtig zu sein. Es blieb fast das einzige Gespräch. Die anderen Bibliotheksnutzer zeigten kaum Interesse. Dafür haben sich einige Vereine und Gruppen Minderheitenvertreter ausgeliehen. Sehr begehrt sind Flüchtlinge. Zwei aus Burundi und einer aus dem Irak stehen zur Auswahl. Besonders gut laufen auch die beiden schwulen Moslems, die gleich zwei Randgruppen angehören. Das können Subasi und Mekenkamp nicht bieten. „Muslimische Frau“ und „schwuler Mann“ – diese Etiketten sind anscheinend zu wenig spektakulär. Durch die Glasfront scheint die Sonne ins Café. Die Bewohner von Almelo fahren langsam auf ihren Hollandrädern durch ihre backsteingepflasterte Kleinstadtidylle, vorbei an der Bibliothek. Die Stimmung in den Niederlanden habe sich sehr verändert in den letzten Jahren, sagt Aysen Subasi, die mit sieben Jahren aus der Türkei nach Holland kam. „Uns Muslimen traut man nicht mehr“, sagt sie. Das Kopftuch trägt Subasi seit fünf Jahren. „Und es war meine Entscheidung“, sagt sie bei dem Thema rasch, so als müsse sie das öfter klarstellen. Ihr Mann sei weniger religiös als sie, er schreibe ihr nichts vor. Gläubig war Subasi ihr ganzes Leben lang. Früher schämte sie sich, in der Öffentlichkeit ein Kopftuch zu tragen. „Erst vor fünf Jahren war ich reif genug dazu“, sagt sie. Seitdem spürt sie, wie die Blicke von Passanten länger und kritischer auf ihr ruhen als früher. Die Menschen sind zurückhaltender im Umgang mit ihr, abwartender. „Dabei verfliegt das meistens sofort, wenn man ins Gespräch kommt“, sagt sie. „Dann merken die Leute, dass unter dem Kopftuch eine ganz vernünftige, modern denkende Frau steckt.“ Weil sie will, dass

30 MINUTEN PLAUSCH ÜBER HEROIN, KOKAIN, SPEED.

mehr Niederländer diese Erfahrung machen, hat sich Subasi auf die Ausleih-Liste setzen lassen. „Hoffentlich möchte bald auch wirklich jemand mit mir reden“, sagt sie.

Um die Öffentlichkeit endlich mit den Randgruppenvertretern in Kontakt zu bringen, plant Bibliothekschef Jan Krol regelmäßige Veranstaltungen in der Bibliothek, immer Freitag nachmittags.

„Mehrere der lebenden Bücher spielen zum Beispiel Instrumente“, sagt er, „da könnte man kleine Auftritte organisieren.“ Ob das die Bürger von Almelo anlocken wird, weiß man nicht. Nur eins ist wohl sicher: Die Medien werden da sein. ■

HOFFNUNGEN IN DER HÖLLE ...

24%

IN BREMERHAVEN WAREN
im vergangenen Jahr
24 Prozent der Menschen
arbeitslos, in der Region
um Freising nur vier Prozent.

Nirgendwo im Westen der Republik gibt es so viele Arbeitslose wie in Bremerhaven und so wenige wie in Freising. Doch nach einem beispiellosen Niedergang glaubt die Hauptstadt der Arbeitslosen wieder an bessere Zeiten, während die Wachstumsregion nördlich von München zunehmend mit den Folgen des Booms kämpft.

... PROBLEME IM PARADIES

4%

Die Vergangenheit dieser Stadt sitzt schon morgens ermattet am Tresen. Wolle Jakuschek trinkt Haake-Beck-Pils und raucht Roth-Händle. Es ist dunkel im Blauen Peter, obwohl draußen die Sonne scheint. Spielautomaten flimmern, aus der Jukebox erklingt „Junge, komm’ bald wieder“ von Freddy Quinn. Ein Schlager aus der guten alten Zeit, als die Seefahrer aus aller Welt Geldscheine mitbrachten. Sie kleben immer noch an der Wand hinter den Schnapsflaschen. Die Folgen dieser Vergangenheit lasten heute tonnenschwer auf Bremerhaven, der Hauptstadt der Arbeitslosen. Nirgendwo in Westdeutschland waren 2005 so viele Menschen ohne Arbeit: 24 Prozent. Wolle Jakuschek redet nicht gerne, schon gar nicht von der Gegenwart. „Früher gab es hier Arbeit ohne Ende“, sagt er und bestellt noch ein Pils. Elfie, die Bardame, kassiert die zwei Euro sofort. Sicher ist sicher bei Hartz-IV-Empfängern. 15 Jahre hat Jakuschek als Maler auf der Werft gearbeitet. Mit Mitte 30 war Schluss. Seitdem ist er arbeitslos. Heute ist er 49. Sein Schnurrbart ist vom Tabak graugelb geworden, ein Armtattoo ragt unter der Allwetterjacke hervor. Seit Ewigkeiten kommt Jakuschek in den Blauen Peter, sitzt herum und träumt von früher. Da kamen die Fischer, Werftarbeiter und US-Soldaten, und die Kneipe war immer

Innerhalb von 20 Jahren brach ein Standbein nach dem anderen weg. Mitte der 70-er machten die Isländer den Bremerhavener Hochseefischern den Garaus, weil sie ihre Küste für sich haben wollten. Damit starb auch ein großer Teil der Fischverarbeitung. Heute steht zwar noch die größte Fischstäbchenfabrik der Welt in Bremerhaven. Doch dort zersägen nur noch Maschinen die Fischklötze, die tiefgekühlt in den Hafen einlaufen. In den 80-ern erwischte es die Werftindustrie. Seit Südkoreaner und Japaner die Schiffe billiger bauen, ist Bremerhaven nicht mehr konkurrenzfähig. Auch nicht mit Milliarden-subsventionen. Anfang der 90-er machte das US-Militär seinen europäischen Logistikstützpunkt in der Stadt dicht. Globalisierung und Ende des Kalten Krieges – für Bremerhaven bedeutete das einen Teufelskreis: Mit den Jobs verschwand die Kaufkraft, Geschäfte machten dicht, Wohnungen standen leer. Zu Zeiten der Vollbeschäftigung Ende der 60-er hatte Bremerhaven noch knapp 150 000 Einwohner. Heute sind es 35 000 weniger. Immerhin hat der Blaue Peter das große Kneipensterben überlebt. Eine Insel der Vergangenheit in der Stadt mit der einst größten Kneipendichte Deutschlands. So atemberaubend der Niedergang von Bremerhaven war, so eindrucksvoll war der Aufstieg gut 600 Kilometer südlich.

BREMERHAVEN IST DER OSTEN DES WESTENS.

knackevoll. Heute gibt es keine Fischer mehr, kaum noch Werftarbeiter und die Amerikaner sind auch schon lange weg. Heute kommen nur noch die Arbeitslosen. Jakuschek erzählt von der Norway, die er 1979 in der Lloyd-Werft mit umgebaut hat: zum größten Passagierschiff der Welt. Ein bisschen von dem Glanz, der damals auf Bremerhaven fiel, strahlt heute noch in ihm. „Was würde ich darum geben, das noch mal erleben zu dürfen“, sagt er nachdenklich. „Aber es ist alles den Bach runtergegangen, Bremerhaven ist tot.“

Die Region Freising bei München ist ein Job-Paradies. Seit 1990 steht sie an der Spitze der Arbeitslosenstatistik. Nirgendwo in Deutschland gibt es so wenige Arbeitslose: rund vier Prozent. Hier gibt es noch Lebensläufe ohne Sorgen um den Arbeitsplatz – wie den von Hermann Motzke. Er schloss keine Lebensversicherung ab, er hatte die Brauerei Weihenstephan, die älteste noch bestehende Brauerei der Welt. 64 Jahre ist Motzke alt, 50 davon war er beim selben Arbeitgeber angestellt. Erst als Lehrling, später als

Assistent der Geschäftsführung. Seit kurzem ist er Rentner, bis 65 wollte er nicht bleiben: „Was soll ich denn mit dem ganzen Geld?“ Da kommt er lieber jeden Tag ins Bräustüberl der Brauerei. Hier sitzt er, lächelt zufrieden. Und trinkt das Bier, das ihn sein ganzes Leben ernährt hat. Um Motzke herum hat sich alles verändert, er blieb. Er hat erlebt, wie die Brauerei von Weihenstephan in die Welt expandierte. Und wie die Welt nach Weihenstephan kam. Wenn er früher aus seinem Büro blickte, sah er Kühe auf Wiesen. Heute sieht er Studenten auf einem modernen Campus. Und er sieht den Flughafen. Der Münchner Flughafen hat die Region wachgeküsst. „Früher war das hier die total verschlafene Provinz, die den gottgegebenen Stillstand verwaltete“, sagt Motzke und lacht. Die Fachwerkstadt Freising und die anderen Orte im Landkreis blieben lieber bei dem, was sie kannten. Ihnen ging es schon immer recht gut. Viele Kleinbetriebe wie die Molkerei und die Brauerei gaben fast allen Arbeit. „Früher dachte jeder bei Freising nur an Butter und Bier“, erinnert sich Motzke. Heute denkt jeder an den Flughafen und das Job-Wunder. In den vergangenen 25 Jahren sind im Schnitt jedes Jahr 2000 Bewohner in den Landkreis Freising gezogen – so viele wie Bremerhaven derzeit jährlich verlassen. Inzwischen leben hier über 160 000 Menschen. Aus Bauerndörfern wurden Dienstleistungszentren. So wie in Hallbergmoos südlich von Freising. Einst lebten hier 900 Menschen von der Landwirtschaft, heute leben fast 9000 vom Flughafen. Am Ortsrand steht ein Wohnheim mit 228 Betten, betrieben von der Flughafengesellschaft. Für Menschen aus den ärmeren Gebieten der Republik. Von hier sehen sie die Lichter der Startbahn. Es ist die Heimat der Heimatlosen, der Nomaden der Arbeitsgesellschaft. Dennis Busche ist so einer. Einer der vielen Niedriglöhner, die der Flughafen aus allen Teilen Deutschlands anzieht. Er steht in seiner Küche, die er sich mit sieben anderen Männern teilt. Sie wohnen in vier Doppelzimmern. Alle haben die gleichen Schichten. Die Küche sieht unbenutzt aus,



IN FREISING ist die Kaufkraft groß, in Bremerhaven müssen sich viele ihr Essen in sozialen Einrichtungen besorgen.



nur ein Toaster und ein Aschenbecher stehen auf der Ablage. Poster von nackten Frauen hängen an den weißen Wänden. Busche zieht an einer f6-Zigarette, die er sich aus Sachsen-Anhalt mitgebracht hat und bläst Heimatqualm in die Sterilität. Mit 21 ist er von zuhause weggegangen. Nach sieben Jahren Arbeitsmarkt-Odyssee landete er 2000 in Hallbergmoos. Seitdem belädt und entlädt er Flugzeuge. „Ein Knochenjob, aber die erste Arbeit, die mir Spaß macht.“ Inzwischen ist er 34 und lebt immer noch ohne Frau, ohne Familie, ohne Freunde in dem Wohnheim, das für ihn zum Dauerprovisorium geworden ist. Hauptsache Arbeit. Sieben Euro die Stunde verdient Busche. Die Arbeit am Flughafen kann er sich nur leisten, weil er den Platz im Wohnheim

hat. Eine eigene Wohnung wäre nicht drin. Denn in Freising kostet der Quadratmeter inzwischen über zehn Euro. In Bremerhaven bekäme er eine Wohnung schon für drei Euro pro Quadratmeter. Aber wahrscheinlich keine Arbeit. Die gibt es am Flughafen. 140 Stellenangebote hängen an einem normalen Tag in der Flughafen-Filiale der Arbeitsagentur aus. Köche, Lagerarbeiter, Belader – es gibt viel zu tun für Menschen, die bereit sind, in Schichten zu arbeiten. 24 000 Arbeitsplätze bietet der Flughafen zurzeit. Wenn die Passagierzahlen weiter so stark steigen, werden es bald 40 000 sein. Jedes dritte Stellenangebot in der Region Freising produziert die Job-Maschine Flughafen. Die einzige, die sich hier ernsthafte Sorgen um ihren Arbeitsplatz machen müsste,

ist Karin Weber. Die 52-Jährige ist Geschäftsführerin der Arbeitsagentur Freising. Der Arbeitsmarkt würde auch ohne ihre Behörde funktionieren. Denn in den letzten dreißig Jahren hat sich die Zahl der Arbeitsplätze mehr als verdoppelt. Das ist eigentlich ein Segen für den Landkreis, wird aber immer mehr zur Belastung. Zu viele Menschen ziehen nach Freising oder in die umliegenden Orte. Die Straßen sind überfüllt, die Kindergärten zu klein, die Mieten und Grundstücke zu teuer. Und ganz langsam gefährdet der Boom sogar die wirtschaftliche Entwicklung.

„Wir haben nicht genug Bewerber, um die vielen freien Stellen zu besetzen“, sagt Weber. Viele Firmen kommen nicht mehr in die Region, weil sie keine Arbeitskräfte finden und die Grundstückspreise zu hoch sind. Mehr Wissenschaft, mehr grüne Biotechnik – das hätten sie in Freising gerne. Eigentlich wollen sie lieber mehr Hochqualifizierte anziehen. Menschen, die viel Steuern zahlen. Dann müssten sie die Investitionen in die Infrastruktur nicht auf Pump finanzieren. Weil die Probleme des Booms immer deutlicher werden, wollen die meisten den Ausbau des Flughafens nicht. Sie hoffen auf langsames Wachstum, damit die Abhängigkeit vom Flughafen nicht zunimmt. Doch wenn bald die dritte Startbahn gebaut wird, werden noch mehr Menschen zuziehen, noch mehr Niedriglöhner hier arbeiten.

In Freising entstehen die Jobs, die Bremerhaven so nötig hätte. An der Tür von Karin Webers Büro hängt eine Deutschlandkarte, auf der die Bezirke der Arbeitsagenturen verschiedene Farben haben. Der Bezirk von Karin Weber ist hellblau. Das ist der Typ Vc: „Bezirke mit günstigster Arbeitsmarktlage und hoher Dynamik“.

Der Chef der Arbeitsagentur Bremerhaven Berndt Wozniak hat das Plakat auch bekommen. Er hat es aber nicht aufgehängt. Die Region um die Wesermündung ist hellrot, Typ Ic: „Bezirke i.d.R. in Ostdeutschland mit hoher Arbeitslosigkeit“. Die Einschränkung „in der Regel“ gibt es nur wegen Bremerhaven. Denn die anderen acht hellroten Regionen liegen im Osten. Wozniak verwaltet den Osten des Westens. Bremerhaven ist eine Job-Hölle.



IN BREMERHAVEN
trinken die Verlierer
des Strukturwandels
im Blauen Peter,
in Freising trinkt Her-
mann Motzke das
Bier, das ihn ein Le-
ben lang ernährt hat.

Die Bremerhavener Arbeitsagentur liegt auf dem Gelände der ehemaligen Rickmers-Werft: Wo früher Tausende Menschen Hunderte Schiffe bauten, verwalten heute Hunderte Menschen Tausende Arbeitslose. Das Werfttor steht noch, das Gitter ist geschlossen. Als Erinnerung an bessere Zeiten gedacht, wirkt es heute wie ein Mahnmahl. Die Behörde ist inzwischen einer der wichtigsten Arbeitgeber.

Wozniak, der oberste Arbeitsvermittler, ist ein fröhlicher Mensch. Wahrscheinlich liegt das daran, dass sich der 56-Jährige abgewöhnt hat, seine Zahlen schönzureden. „Früher haben wir noch Millionen in die investiert.“ Die – das sind zum Beispiel die Menschen im Blauen Peter. Wozniak zählt mit den Fingern die gescheiterten Versuche der Vergangenheit auf: Erstens Umschulung, zweitens Weiterbildung, drittens ABM. Und so weiter. Das hat alles nichts gebracht, es gab immer mehr Arbeitslose. Und seit das Arbeitsamt Arbeitsagentur heißt, spart Wozniak das Geld lieber: „Wir haben diese Menschen aufgegeben.“ Er sagt, dass er nichts davon hat, wenn ein Dienstleistungsunternehmen oder eine Forschungseinrichtung Stellen für Hochqualifizierte schaffen würden: „Die brauchen keine Schweißer.“ Was Wozniak eigentlich für seine Arbeitslosen bräuchte, wäre ein Flughafen.

Weil er den nicht hat, laufen Beratungsgespräche immer nach dem gleichen Muster ab. Der Arbeitsvermittler fragt freundlich

nach den Qualifikationen. Nach spätestens fünf Minuten zieht er die Augenbrauen hoch, fixiert den Bewerber und fragt: „Haben Sie eigentlich schon mal daran gedacht, hier wegzugehen, vielleicht nach Süddeutschland?“ Wenn es gut läuft, verspricht der Bewerber am Ende des Gesprächs, anderswo nach Arbeit zu suchen. Zum Beispiel in Freising.

Doch in Bremerhaven gibt es Hoffnungs-schimmer. Nach Jahren der Lethargie arbeitet die Stadt wieder am Aufschwung. Begonnen haben sie mit Stadtkosmetik. Die Fußgängerzone wurde erneuert: rote Steine, moderne Laternen und ein Glasdach entlang der Schaufenster. Jetzt ist der alte Hafen dran. Museen wie das Aus-

gebaut werden. Später wollen sie von hier aus die Weltmärkte erobern. Ein bisschen wie damals, als hier Schiffe für die Welt gebaut wurden.

Noch sitzt die große Zukunftshoffnung in einem Hinterhof zwischen zwei Gummibäumen: Niels Erdmann ist Geschäftsführer von Multibrid. Der 38-Jährige trägt einen zu großen Anzug und einen Ring im linken Ohr. Bei der Begrüßung will man ihn eigentlich fragen: „Und wo ist der Chef?“ Seine Firma hat ein Windrad entwickelt, das 5000 Haushalte mit Strom versorgen kann. Doppelt so viele wie die derzeit leistungsstärksten Anlagen schaffen. Einen Prototypen haben sie schon, im nächsten Jahr will Multibrid eine Produk-

FREISING IST DIE HEIMAT DER HEIMATLOSEN.

wandererhaus und das Klimahaus sollen Touristen anlocken. Mit dem neuen Einkaufszentrum Mediterraneo will ein Investor das Flair des Mittelmeers und die Kaufkraft der Côte d'Azur an die Nordsee holen. Gründerzentren bieten jungen Firmen Platz. Bald werden die Bremerhavener den kilometerlangen Streifen hinter dem Weserdeich nicht mehr wiedererkennen. Prestigeprojekt ist die Windkraft. In Bremerhaven sollen Anlagen für Offshore-Windparks in der Nordsee entwickelt und

tionshalle bauen. Auf einem Gelände im Süden der Stadt, wo sich Unternehmen aus der Windenergiebranche ansiedeln sollen. Clusterbildung heißt das jetzt auch in Bremerhaven. Es läuft gut bei Multibrid. „Wir könnten 200 Arbeitsplätze schaffen, auch für Schweißer und Lackierer.“ Erdmann redet im Konjunktiv. Wie alle hier ist er noch ein bisschen vorsichtig. Zu stark haben die Einschlüge der Vergangenheit Narben in der Stadt und bei ihren Bewohnern hinterlassen. ■

DIE SONSTIGEN

34 Parteien schafften es bei der letzten Bundestagswahl auf die Stimmzettel. Für die Kleinstparteien war allein das schon eine große Kraftanstrengung. Sie mussten je nach Bundesland zwischen 500 und 2000 Unterschriften vorlegen. Ihr großes Ziel: die 0,5 Prozent-Hürde. Denn ab da gibt es Geld vom Staat. Ein Ausflug an den Rand des politischen Systems.

APPD DIE DOSENBIER-PROLETEN



Ziele
Die „Rückverdümmung der Menschheit“ und die Abschaffung der Polizei, das sind die zentralen Forderungen der Anarchistischen Pogo-Partei Deutschlands (APPD). Sollte sie jemals Parteienfinanzierung bekommen, verspricht die APPD, Dosenbier zu kaufen für ein großes Saufgelage.

Herkunft
Gegründet wurde die APPD 1981 während einer Schulstunde. Gründerväter waren zwei Schüler mit den Spitznamen Zewa und Kotze.

Größte Erfolge
Bei der Bundestagswahl 2005 erhielt die APPD 0,009 Prozent – bei den Hamburger Bürgerschaftswahlen 1997 in St. Pauli 5,3 Prozent.

CHRISTLICHE MITTE DIE KREUZRITTER



Ziele
Ein „Deutschland nach Gottes Geboten“ – für die Fundamentalisten heißt das: Abtreibung verbieten, keine Sexualkunde mehr in Schulen, und auch kein Esoterik-Kram à la Harry Potter. Für Muslime hat die Partei nur so viel übrig: „Kriminelle Muslime sollen ausgewiesen, Muslime, die freiwillig in ihre Heimat zurückkehren wollen, unterstützt werden.“

Herkunft
Bis zu ihrer Abspaltung vor fast 20 Jahren war die Christliche Mitte der fundamentalistische Flügel einer anderen Splitterpartei, des Zentrums.

Größte Erfolge
Bei der letzten Bundestagswahl kam die Partei auf 0,0003 Prozent.

AUTOFahrERPARTei DIE BLEIFÜSSE

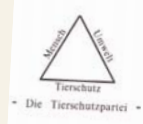


Ziele
Die Partei kämpfte gegen die „überflüssige“ Reglementierung des Verkehrs“. Die wichtigsten Forderungen: Verkehrserziehung für Radfahrer, Ausbau der Autobahnen („vorstellbar sind doppelstöckige Autobahnen“), Abbau des Schilderwaldes.

Herkunft
Die Autofahrerpartei ging 2000 aus der Autofahrer- und Bürgerinteressenpartei hervor.

Größte Erfolge
1998 bekamen die Auto-Politiker 0,0001 Prozent der Stimmen bei der Bundestagswahl. Besser wurde es nicht mehr. Anfang 2006 gaben die Autofahrer schließlich auf.

TIERSCHUTZPARTei DIE FUNDI-VEGETARIER



Ziele
Verboten werden sollen Tierversuche, Pelze, Leder, Zirkus und Zoo. Langfristiges Ziel ist die tierlose Landwirtschaft und eine vegane Ernährung. Kurzfristig ist auch Vegetarismus akzeptabel. Außerdem setzt sich die Partei ein für die Interessen von Stadtauben und Ratten („Sie sollen nicht länger als Ekeltiere angesehen werden.“).

Herkunft
Die Tierschutzpartei wurde 1993 von einer Anti-Tierversuche-Aktivistin gegründet.

Größte Erfolge
Bei der Bundestagswahl 2005 erreichten die Tierschützer 0,2 Prozent, bei der Europawahl 2004 1,3 Prozent.

NATURGESETZ-PARTei DIE FLIEGENDEN PROBLEM-LÖSER



Ziele
7000 verbeamtete Yogis sollten stellvertretend für alle fliegen und dabei so viel positive Energie verbreiten, dass sie nebenbei alle Probleme Deutschlands lösen.

Herkunft:
Die auch als „Yogische Flieger“ bekannten Politiker praktizierten eine alte Yoga-Technik: Beine in den Lotussitz und abheben. Außenstehende missverstanden diese Politik oft als Froschsprünge auf dem Hintern.

Größte Erfolge
Bei der Bundestagswahl 1998 bekamen die Polit-Meditierer 0,1 Prozent der Stimmen. Nach 2001 nahmen sie nicht mehr an Wahlen teil. 2004 lösten sie sich auf.

PARTei DER NICHTWÄHLER DIE SCHWEIGENDE MEHRHEIT



Ziele
„Wir Nichtwähler sind die stärkste politische Kraft im Lande“, findet die Partei, die diesen Nichtwählern eine Stimme geben will. Sie fordert die Abschaffung des Berufspolitikerturns, mehr Volksbegehren und Volksabstimmungen.

Herkunft
Die Partei der Nichtwähler wurde 1998 von einem Kölner Hotelier gegründet.

Größte Erfolge
Bei der Bundestagswahl 2005 wurde die Partei der Nichtwähler nicht zugelassen, 2002 auch nicht. 1998 kam sie insgesamt auf 0,0001 Prozent.

MIT ZWÖLF JAHREN nahm Metin das erste Mal Drogen, mit 14 wurde er wegen schwerer räuberischer Erpressung verurteilt. Danach kam jedes Jahr eine Vorstrafe dazu.

BIBEL- JUNKIES

Das Konzept ist Jesus, das Heilmittel die Bibel. Auf dem Bauernhof Gutes Land leben drei Familien in einer freichristlichen Gemeinschaft. Zusammen mit Drogensüchtigen. Der strenge Glaube soll ihre Sucht ersetzen – und ihr Leben bestimmen.

Hätte Metin vor einem Jahr hier im Stall gestanden, hätten sogar die Schweine Angst vor ihm gehabt. Piercings in Nase, Zunge und Ohren, die Augenbrauen zu kurzen Strichen rasiert, der Schädel kahl. Wer ihn länger als zehn Sekunden anschaute, hatte ein Problem. Denn Metin schlug schnell zu. Heute sind die Piercinglöcher zu- und die Haare nachgewachsen. Trotzdem passt er mit seiner blauen Trainingsjacke, den gepupften Augenbrauen und den gegelten Haaren noch nicht so recht in einen Schweinestall. Einzig die Gummistiefel lassen ihn aussehen wie einen Bauern.

Seit drei Wochen ist Metin nun hier. Auf dem Bauernhof Gutes Land in der Nähe von Landshut lebt der 27-Jährige zusammen mit drei Familien und ihren Kindern. Der Hof ist als therapeutische Wohngemeinschaft staatlich anerkannt, bis zu zehn Drogensüchtige können hier für jeweils ein bis zwei Jahre betreut werden. Zur Zeit sind es sechs: vier Heroinabhängige, alle Mitte 20, und zwei etwas ältere Alkoholiker.

Das Besondere an dieser Therapie ist, dass die Männer einzig durch den Glauben an Jesus, die enge Einbindung in die Gemeinschaft und körperliche Arbeit von der Sucht loskommen sollen. Sie müssen kochen, putzen und die Tiere versorgen:

vier Rinder, fünf Schweine und 75 Hühner. „Ungefähr die Hälfte unserer Drogensüchtigen bleibt danach clean“, schätzt Dirk Hellmann, der 44-jährige Leiter des Guten Landes. Damit wäre sein Hof weit erfolgreicher als der Durchschnitt: Die Rückfallquote bei Langzeittherapien liegt bei 80 Prozent.

Auch ohne genaue Zahlen empfehlen die Drogenberater der Caritas Landshut die christliche Therapie. Allerdings nur denjenigen, die einen positiven Bezug zum Glauben haben.

Denn auf dem Guten Land sind Bibel und Jesus die ständigen Begleiter. Die Gemeinschaft steht der Pfingstbewegung nahe und gilt unter Religionswissenschaftlern als konservativ, aber nicht als Sekte.

Metin sagt, der Glaube habe ihm geholfen, mit seinen Aggressionen umzugehen. „Wenn ich wütend bin, rede ich mit Jesus und sage: ‚Trag du’s für mich.‘ Dann nehmen die Aggressionen ab.“

Metin wurde in Deutschland geboren, seine Eltern sind Türken. Mit acht Jahren starb sein Vater. Mit zwölf begann er zu trinken, später nahm er Haschisch und Heroin. Mit 14 wurde er wegen räuberischer Erpressung verurteilt. „Seitdem kam jedes Jahr eine Vorstrafe dazu.“ Meistens wegen Körperverletzung. Einen deutschen Pass hat er nicht. Dafür musste er fünf Jahre straffrei bleiben.

Dass Metin mal in einer christlichen Suchttherapie landen würde, hätte er nie gedacht. Er war sein Leben lang Moslem. Vor acht Monaten ist er konvertiert. „Ich bin damals an meiner Heroinsucht verzweifelt“, sagt er. Als ihn seine Freundin

mit zu einem Gottesdienst in Stuttgart nahm, passierte es. „Der Pfarrer fragte: ‚Wer möchte Jesus kennen lernen?‘ Da hat mich der Heilige Geist am Kragen gepackt“, erzählt Metin. Seitdem hört er Jesus’ Stimme, einmal hat er ihn sogar gesehen, sagt er. „Er war unglaublich hell – ich habe mich so erschrocken, dass ich aus dem Bett gesprungen bin.“ Metin wurde Mitglied einer evangelischen Freikirche, die ihn ans Gute Land vermittelte.

Während Metin den Schweinestall ausmis-

gen, beten. Erst danach wird gemeinsam gegessen.

Vieles von dem, was auf den Tisch kommt, erhalten sie kostenlos. Eine Bäckerei aus Vilsbiburg schenkt ihnen altes Brot. Übrig gebliebenes Obst und Gemüse überlässt ihnen der Supermarkt. Auch Nachbar Sebastian Winbeck unterstützt den Hof. Er lässt die Männer kostenlos Bäume in seinem Wald schlagen. „Die Bäume müsste man sowieso fällen, die nehmen mir also die Arbeit ab.“ Eine solche Symbiose gab

„DA HAT MICH DER HEILIGE GEIST AM KRAGEN GEPACKT.“

tet, hat einer der anderen Süchtigen gekocht: Nudelauflauf mit Champignons. Zwei weitere waren im Wald Holz hacken. Zum Mittagessen treffen sich die Männer und setzen sich zusammen mit Dirk Hellmanns fünfköpfiger Familie an den Tisch. Vor dem Essen beten sie – genauso ungewohnt wie sie reden. „Danke, dass Du uns den Dirk als Diakon hergeschickt hast, Vater. Danke Vater, für den Tag, den Du uns geschenkt hast“, beginnt einer. Das Tattoo auf der rechten Seite seines Halses – der Gang-Name Eastside – passt nicht mehr zu diesem Leben. Alle am Tisch haben die Augen geschlossen und die Köpfe gesenkt, bis Dirk mit seiner Gitarre die Stille bricht. „Vater unser, der du bist im Himmel“, singen sie. Danach liest Metin einen Psalm vor. Jeden Tag dieselbe Reihenfolge: beten, sin-

es nicht immer, sagt Winbeck. „Damals wurden die Leute erst mal mit Argusaugen betrachtet. Von wegen Sekte und so.“ Doch inzwischen sei der Bauernhof in der Gemeinde akzeptiert. Nur mit den Sozialämtern hat Dirk noch Probleme. Seit Hartz IV übernehmen sie immer seltener Betreuungs- und Unterhaltskosten. Ohne Spenden und persönliche Freunde, die den drei Familien Geld zustecken, könnte der Hof nicht überleben.

„Dürfen wir aufheben“, fragt Metin nach dem Essen. Erst nachdem Dirk genickt hat, stehen alle auf. Metin muss wieder raus, den Kuhstall sauber machen. Das



DER NÄCHSTE Schuss war für die Junkies noch vor wenigen Monaten das Wichtigste. Jetzt arbeiten sie im Stall oder fällen Bäume im Wald. Drei Mal am Tag wird gesungen und gebetet.





VON HOCHGEFÜHL bis Schmerz – in der Bibelstunde redet Dirk mit den jungen Männern nicht nur über Jesus, sondern erklärt ihnen auch den Teufelskreis der Sucht. Die einsame Lage des Bauernhofes Gutes Land begünstigt die Therapie.



erste, an das er sich gewöhnen musste, waren die strengen Regeln. Während der zwölf Monate dürfen die Süchtigen keine Freundin haben, die ersten vier Wochen nicht mit Verwandten und Freunden sprechen. Zigaretten und Alkohol sind verboten, genauso wie Fernsehen und Radio. Erst nach drei Monaten dürfen die Männer den Hof allein verlassen.

„Für mich war es schwerer mit dem Rauchen aufzuhören als mit dem Heroin“, sagt Metin bei der Bibelstunde im Ge-

„Wie lange habt ihr darunter gelitten, als ihr hier mit dem Rauchen aufgehört habt? Einen Tag? Zwei? Drei?“ Bei einem Tag melden sich noch alle, bei drei gehen die meisten Hände nach unten. Einzig Metin nimmt seine Hand erst bei zwei Wochen runter.

Für alle Suchtprobleme versucht Dirk eine Lösung in der Bibel zu finden. Er lässt Metin aus dem ersten Korinther 6, 12 vorlesen: „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles

Nachts stürzte er in einen Brunnen und dachte, er würde sterben. „Aber plötzlich sah ich die betenden Hände von Dürer. In seinen Händen fühlte ich mich geborgen. Ich betete: Füll das Loch, das Drogen in mein Herz gefressen haben mit Jesus’ Liebe.“ Danach sei er es aus eigener Kraft aus dem Brunnen geklettert.

In einem nahe gelegenen Ashram lernte Dirk die katholisch-charismatische Erneuerungsbewegung kennen und studierte die Bibel. „Dabei waren die Christen für mich immer die Dümmeren, die habe ich am meisten verachtet. Weil sie alles mit sich machen ließen.“ Zurück in Deutschland besuchte er eine Missionarsschule und arbeitete als Streetworker in der Drogenszene Hamburgs. Später wechselte er zum Guten Land.

Am Ende des Tages treffen sich die sechs Männer im Gemeinschaftsraum zum Videoabend. Im selbstgebauten Betonkamin zünden sie das zuvor geschlagene Holz an. Metin hat als Neuankömmling das Recht auszusuchen: Er wählt einen Film über einen Evangelisten, der vor Hunderttausenden von Menschen in Afrika predigt: „Wir stürmen die Tore der Hölle.“ Diesem Beispiel würde Metin gerne nacheifern. „Ich möchte für Jesus arbeiten, seine Botschaft verkünden und die verlorenen Kinder einsammeln, in Afrika vielleicht.“ ■

„DIE CHRISTEN WAREN FÜR MICH IMMER DIE DÜMMSTEN.“

meinschaftsraum. Dort treffen sich die Männer jeden Tag nach dem Frühstück. Sie sitzen um einen Tisch, jeder ausgerüstet mit Stiften, Block und eigener Bibel. Hier bringt ihnen Dirk die christlichen Glaubensgrundlagen bei.

Heute allerdings teilt er ihnen ein „Quiz zum Nichtrauchen“ aus. Auf die Frage „Wie viele schädliche Stoffe sind im Zigarettenrauch enthalten?“, kann man die Antworten 37, 370 und 3700 ankreuzen. Natürlich ist wie bei allen Fragen immer die krasseste Antwort richtig. Und auch klare Feindbilder helfen: Dirk bezeichnet die Tabakindustrie als „Drogenmafia, die sämtliche Parteitage der großen Parteien Deutschlands“ finanziert. Beim Unterricht bindet Dirk seine Schüler mit ein:

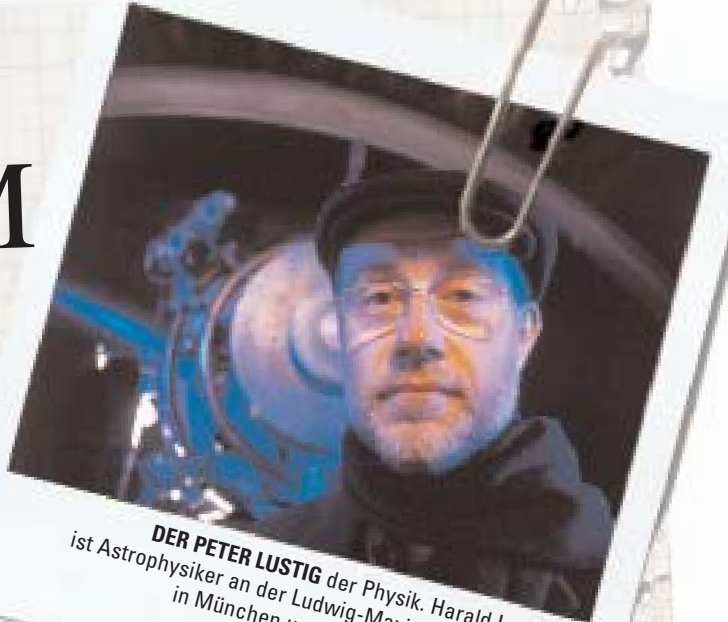
dient zum Guten.“ Anschließend erklärt Dirk, wie sie diesen Satz zu verstehen haben: „Ihr dürft zwar alles machen, aber nicht alles ist gut für euch. Tabak ist die Einstiegsdroge. Und jede Suchttherapie ist für die Katz, wenn ihr den Suchtzzyklus nicht durchbrecht.“

Dirk spricht aus Erfahrung. Cannabis, Opium, Heroin – alles Drogen, die er einmal in einem früheren Leben genommen hat. Er floh vor seinen Alkoholiker-Eltern und „dem materialistischen System, das mich anödete“.

Mit 21 Jahren buchte er ein One-Way-Ticket nach Indien. Mit drei Kilogramm Opium im Gepäck reiste er vom Norden nach Goa. Er wollte den Stoff an Touristen verkaufen. Dazu kam es jedoch nie:

„DAS UNIVERSUM IST EIN DONUT!“

In seiner Sendung „Alpha Centauri“ erklärt Harald Lesch das Universum und nimmt den Zuschauern die Angst vor der Physik. Wir wollten wissen, ob er das auch bei uns schafft. Ein Ausflug an den Rand der Erkenntnis.



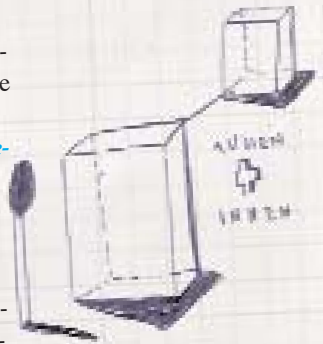
DER PETER LUSTIG der Physik. Harald Lesch, 45, ist Astrophysiker an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und TV-Professor auf BR-alpha.



// **Hat das Universum einen Rand?**

// Das Universum kann keinen Rand haben. Das Universum umfasst alles, sonst wäre es nicht das Universum. Wenn es einen Rand gäbe, müsste es ein Innerhalb und ein Außerhalb von Zeit und Raum geben.

Das fängt ja gut an. Ruhe bewahren. Wir haben uns ja vorbereitet: Das Universum wird seit dem Urknall immer größer. Wohin soll es denn wachsen, wenn es außen nichts gibt?



// **Wenn sich das Universum ausdehnt, hat es doch einen Rand, oder?**

// Das ist ein bekanntes Paradox. Das übersteigt unser Vorstellungsvormögen. Aber selbst wenn es einen Rand gäbe, könnten wir ihn nie erreichen. Das Universum dehnt sich mit Lichtgeschwindigkeit aus, und schneller als das Licht können wir uns nicht bewegen.

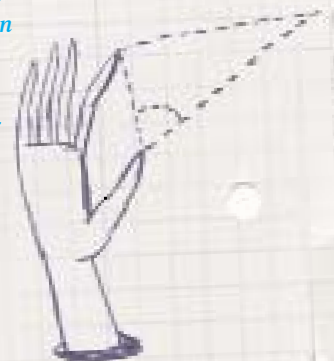
Bekanntes Paradox – was soll man da noch sagen. Irgendwie unbefriedigend. Probieren wir's anders: Da war doch was mit gekrümmten Räumen, Relativitätstheorie und so, vielleicht kriegen wir ihn damit. Mal ganz praktisch fragen.



// **Wenn wir mit einem Raumschiff in einer Geraden von hier wegflögen, würden wir dann irgendwann wieder auf die Erde treffen?**

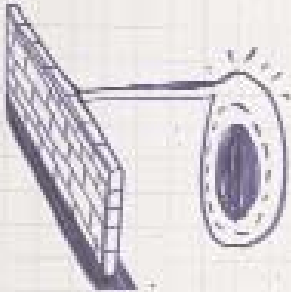
// Nein, das ist ein Mythos. Das sichtbare Universum ist flach, wie in einem Dreieck, in dem die Winkel immer 180 Grad ergeben. Auf einer Kugeloberfläche wäre die Winkelsumme größer als 180 Grad...

So, endlich mal was Handfestes. Mathe, das können wir. Winkelsumme 180 Grad, logo. Aber ein flaches Universum? Dann wären wir ja platt wie ein Geodreieck. Und dann das mit der Kugel. Quasi das Geodreieck über einen Fußball gespannt. Runde Winkel? Kugelige Ecken? Hä? Hat er die Frage überhaupt beantwortet?



...Man kommt also nicht wieder am Ausgangspunkt an. Es kann aber sein, dass das Universum aus zwei gespiegelten Teilen besteht und aussieht wie ein Donut. Das ist im Moment eine heißdiskutierte Theorie.

Mmhhhh, Donut. Ein Kaffee wär jetzt nett. Und was Süßes dazu... Mist, Faden verloren. Okay, Rand war das Stichwort, und das Universum... Oh Gott, jetzt wird die Stille langsam peinlich, schnell was fragen.



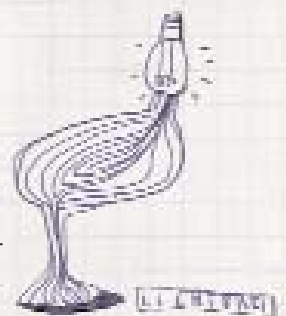
// Gibt es im Universum also keine Ränder?

// Na ja, für uns Astrophysiker gibt es sie schon. Zum Beispiel einen Erkenntnisrand. Zum Urknall können wir nicht zurückgucken, weil uns eine Lichtmauer den Blick versperrt.

// Eine Lichtmauer?

// Um die Geschichte des Universums zu erforschen, messen wir die elektromagnetische Strahlung, die nach Milliarden Lichtjahren hier ankommt. Zur Zeit können wir 13,7 Milliarden Jahre zurück schauen. Fast bis zum Urknall...

Oh Mann, wie sollen wir dem Leser erklären, dass man übers Licht in die Vergangenheit zurückschauen kann? Und warum jetzt „Lichtmauer“?



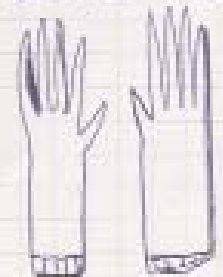
...Die ersten 400 000 Jahre nach dem Urknall war das Universum unheimlich dicht und hell, ein einziger Lichtbrei. Durch ihn können wir nicht durchschauen. Das ist der Rand unserer empirischen Erkenntnis.

Schöner O-Ton. Läuft unser Aufnahmegerät? Vielleicht bringt er noch so was. Einfach nochmal nachhaken.

// Wir werden den Urknall nie sehen können?

// Doch, eines Tages vielleicht schon. In 20 oder 50 Jahren werden wir nicht mehr nur die elektromagnetische Strahlung, sondern die Teilchenströme, die Neutrinos, messen. Damit könnten wir die Lichtmauer durchdringen.

Neutrinos? Mmmh, später in Wikipedia checken und abschreiben. Aber nicht Wort für Wort, wie die bei Spiegel Online. Also, was können diese Teilchen?



// Könnten wir mit diesen Neutrinos den Urknall erklären?

// Na ja, da gäbe es schon noch ein paar andere Probleme. Einsteins Relativitätstheorie sagt zum Beispiel, dass wir über eine sehr große Masse, die auf einen sehr kleinen Raum konzentriert ist – und so war es ja beim Urknall – keine sinnvollen Aussagen machen können...

Ach ja?

...Auch die Quantenmechanik würde uns da einen Strich durch die Rechnung machen. Sehr kleine Teilchen kann man nicht mehr greifen. Der wirkliche Grund für den Anfang bleibt uns für immer verborgen.

Mmmhh, schade eigentlich, klingt nicht so spektakulär. Können wir das Interview trotzdem drucken? Letzte Frage, jetzt gehen wir aufs Ganze:

// Und was war vor dem Urknall?

-Stille. Seufzen. -

// Vor dem Urknall hat Gott die Hölle geschaffen, und zwar für die Menschen, die solche Fragen stellen. Das hat Augustinus auf diese Frage geantwortet. Wir kriegen über eine Zeit, die nie existiert hat, keine vernünftigen Aussagen. Vor dem Urknall gibt es nichts!



Text: MATTHIAS DACHTLER, JUDITH KÖSTERS
Foto: THOMAS KLINGER, Illustration: SYLVIA NEUNER





SIE MACHEN ES für den Regenwald. Tommy, 29, und Leona, 23, wollen mit Sex die Umwelt retten.



DIE UMWELTSÜNDER

Traditionelle Umweltaktivisten rümpfen die Nase. Zwei skandinavische Hippies sammeln mit Pornofilmen Geld für den Regenwald. Doch Tommy und Leonas Konzept hat Erfolg: 150 000 Euro hat ihre Organisation Fuck for Forest bereits gesammelt.

Text_DÖRTHE NATH, WOLF SCHMIDT
Fotos_DÖRTHE NATH

Leona ist kein typischer Pornostar. Zu blasse Haut, zu flache Brüste, zottelige Dreadlocks. Aber wenn sie sich vor der Kamera die gepiercten Lippen leckt, wird klar, worum es geht. Während Leona sich mit einem Dildo vergnügt, sagt sie dem Zuschauer: „Je öfter ich das mache, desto mehr Geld geht an den Regenwald.“ Im Hintergrund des Videoclips erklingen Urwaldgeräusche: zwitschernde Aras, plätschernde Wasserfälle und singende Indios.

Leona Johansson, 23, und ihr Freund Tommy Hol Ellingsen, 29, wollen den Regenwald retten. Und zwar mit vollem Körpereinsatz. Vor zweieinhalb Jahren gründeten die Schwedin und der Norweger dafür Fuck for Forest. Auf ihrer Homepage stellen die beiden kurze Pornofilme zum Download bereit. Wer sich die Paarungsrituale der Umweltschützer ansehen will, muss Mitglied der in Norwegen eingetragenen Stiftung werden. 15 Euro kostet das im Monat. Drei Euro sind Verwaltungsgebühr, der Rest geht an den Regenwald.

Die Filme der Vollbluthippies sind eine skurrile Mischung aus Amateurporno und Aktivismus. Meistens drehen Tommy und Leona zu Hause. Irgendwo zwischen einer gehäkelten Blumen-

decke, einem Ikea-Stoffbaldachin in Blätterform und einem niedrigen Tisch mit überquellendem Aschenbecher. In der Zimmerecke stehen, allzeit bereit, Kamerastativ und Scheinwerfer.

Dort knien Leona und Tommy nun auf dem Boden und rauchen Haschisch. Um Leonas dünnen Körper legen sich mehrere Kleiderschichten: Strick über Häkel über Batik. Tommys bunte Kordhose wird nur durch ein Hanfseil auf den Hüften gehalten. Sie lauscht seinen Ausführungen. „Bei unseren Filmen gibt es kein Drehbuch“, erzählt Tommy. „Die Kamera läuft, und die Leute sollen einfach loslegen.“ Jeder soll frei sein. Kern der Fuck-for-Forest-Philosophie, die er fast schon missionarisch doziert: „Die Menschen sind heute von der Natur und ihrer Sexualität ent-

fremdet.“ Deshalb sei die sexuelle Befreiung der erste Schritt, die Welt zu verändern. „Sex erzeugt eine positive Energie für die Natur.“ Letztlich steckt hinter Tommys kleinem Hippie-Einmaleins jedoch klares Kalkül: Sex sells. Und schafft Medienaufmerksamkeit. „Umweltschutz ist uncool geworden, aber für Sex interessieren sich die Leute immer“, sagt er.

Für Tommy und Leona beginnt mit dem Sommer die Hochsaison. Dann fahren sie mit Zelt, Postern, T-Shirts und Videokamera auf alternative Open-Air-Festivals. Manchmal zeigen sie dem Publikum direkt an ihrem Stand, was sie so treiben. Tommy und Leona mögen Sex in der Öffentlichkeit – die Veranstalter meistens nicht. Deswegen sind sie mit ihren Live-Performances mittlerweile vorsichtiger geworden. „Wenn es um Sex geht, reagieren selbst noch so coole Leute oft komisch“, sagt Tommy. In Norwegen haben sie vor zwei Jahren eine Geldstrafe von 2600 Euro bekommen, weil sie beim Konzert der Band Cumshots auf der Bühne kopulierten. Tommy und Leona flohen nach Berlin. Die Strafe haben sie nicht gezahlt.

Doch wenn die beiden für ihre Organisation werben, möchten sie nicht nur ihre

Zuschauer begeistern. Sie wollen auch neue Darsteller gewinnen. So wie im Trepptower Park, wo die Berliner Alternativszene den Frühling auf einer Wiese feiert. Es riecht nach Gras – niedergetrampelt und inhaliertem. Leona und Tommy schlängeln sich durch die tanzende Menge. Leona spricht eine 20-jährige Partybesucherin an, drückt ihr ein Flugblatt in die Hand: „Die Welt zu retten, kann so aufregend sein“, steht dort. „Mit Umweltpornos.“ Die junge Berlinerin lächelt peinlich berührt und schüttelt den Kopf.

Nicht alle sind so zurückhaltend. 40 Baumfreunde haben mittlerweile ihren Beitrag zu dem Projekt geleistet – als Darsteller in den Filmen oder als Fotomodell.

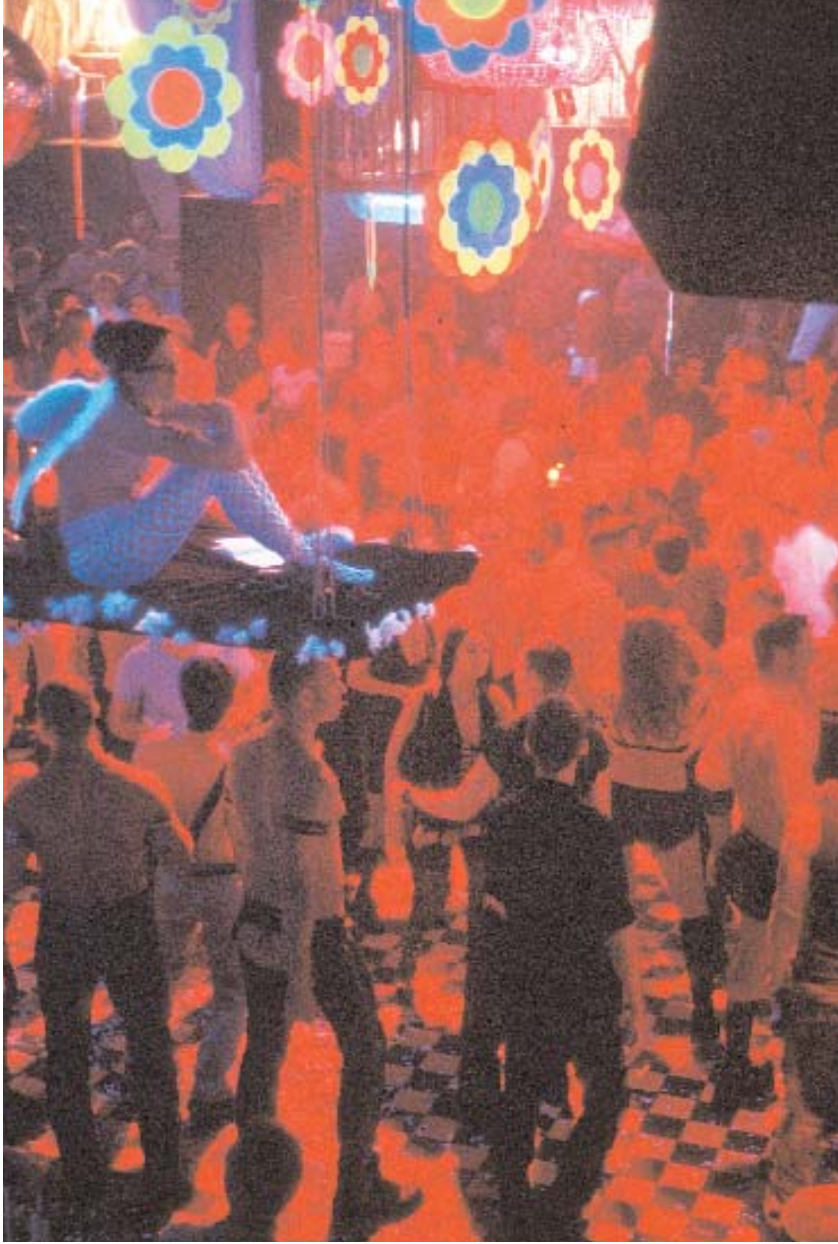
Auch Alina Grell, 28, hat sich an der Seite von Tommy und Leona ins Zeug gelegt. Ihren richtigen Namen möchte sie nicht nennen. Die Skandinavier haben die Studentin, wie einige andere, im Berliner Kitkatclub aufgestöbert, wo Sex zum Programm gehört. Vergangenen Sommer lernten sie sich dort morgens beim Chill-Out kennen. Wenig später kamen die drei zusammen, um einen fünfminütigen Film zu drehen. „Das war sauwitzig mit Tommy“, erinnert sich Alina. Es wurde viel gekifft und gelacht. Leona hielt die Kamera. Gesehen hat Alina den Film nie. Es sei ihr egal, wie der sei, sagt sie. „War ‘ne reine Spaßgeschichte.“ Geld bekommt keiner der Darsteller. „Das ist mein Beitrag für den Regenwald“, sagt Alina. „Klingt sau-doof, ich weiß. Aber ist doch schön, wenn auf diese Weise Geld zusammen kommt.“ Sex mit Fremden und vor den Augen anderer ist für Alina nicht ungewöhnlich. Schließlich arbeitet sie auch im Kitkatclub. Und dass sich in dem Club in einem alten Fabrikgebäude in Berlin-Tempelhof alles um Sex dreht, ist vor allem an Abenden mit Dresscode nicht zu übersehen. Die Gäste geben dann ihre Normalität an der Garderobe ab. Hier zeigt man Haut. Auf

„UMWELTSCHUTZ IST UNCOOL. FÜR SEX

der Tanzfläche zum Wummern der Bässe, auf den Wandbildern in eindeutigen Posen und hinter der Theke nach Vorgabe des Hauses: Die Barkeeperinnen zeigen ab der Hüfte abwärts alles.

Tommy und Leona haben hier freien Eintritt und dürfen für Fuck for Forest werben. Die Inhaberin ist ein Fan von ihrem Projekt. Und die beiden vom Kitkatclub. „Total verrückt“, beschreibt Tommy die Atmosphäre. „Jeder kann so sein, wie er will.“ Ein Schutzraum, auch für Regenwaldschützer der neuen Art. Wenn sie hier für Palisander pimpern, stört das niemanden. Im Gegenteil.

Alina arbeitet heute als Engel. Ein gelangweilter Engel. Sie schaukelt auf einem



SCHUTZRAUM für Regenwaldschützer: Im Berliner Kitkatclub stieß Alina (links oben) zu Fuck for Forest.

Brett über der Tanzfläche und liest, barbusig mit weißer Netzstrumpfhose. Ihre Flügel leuchten im Schwarzlicht. Wenn sie nicht in dem Club arbeitet oder für den

sie. Das gesammelte Geld geht auf ein Konto einer norwegischen Umweltbank. „Davon nehmen wir uns nichts, das ist alles für den Wald“, sagt Tommy.

INTERESSIEREN SICH DIE LEUTE.“

Wald vögelt, studiert Alina Ethnologie. In ihrem Bücherregal stehen Soziologieklassiker von Bourdieu bis Durkheim, ein Portrait des Dalai-Lama, die Bibel. Wenn Alina erzählt, wie sie vor vier Jahren in die Sex-Szene gekommen ist, zieht sie ihre Schultern weit nach vorne. „Ich fand mich sauhässlich, war dick, habe Schokolade gegessen, weil ich frustriert war. Das hat sich geändert. Ich bin weg vom rein Intellektuellen hin zum Physischen“, sagt sie.

Dank Alina und anderer Darsteller konnte Fuck for Forest in den vergangenen zweieinhalb Jahren 150 000 Euro sammeln – eine Menge Holz, um den Regenwald zu schützen. Tommy und Leona leben vom Verkauf von T-Shirts und Postern, sagen

Doch lange Zeit sah es ganz danach aus, als würden Tommy und Leona auf ihren Spenden sitzen bleiben. Die großen Umweltschutzorganisationen ließen die beiden abblitzen, darunter auch Robin Wood und der World Wildlife Fonds (WWF).

„Man kann das ja gut finden, was die beiden da machen. Das ist letztlich Geschmackssache“, sagt WWF-Sprecher Jörn Ehlers. „Aber die wollten eine Partnerschaft und sich womöglich unser Logo in den Schritt halten. Das ist zu unseriös.“ Zumal der WWF sich international keine Blöße geben will. „In Europa mag man denken: Lass sie halt poppen“, sagt Ehlers. „Aber in Pakistan sieht das schon anders aus.“

Tommy und Leona halten sich keineswegs für unseriös. Mit dem professionellen Pornogeschäft sehen sie kaum Gemeinsamkeiten. „Die Pornoindustrie sieht Sex einzig als Handelsobjekt; da geht es nur um Geld“, sagt Tommy. Ihre Filme seien außerdem nicht so hart, fügt Leona hinzu. Bei Fuck for Forest sollen die Darsteller möglichst viel Spaß haben.

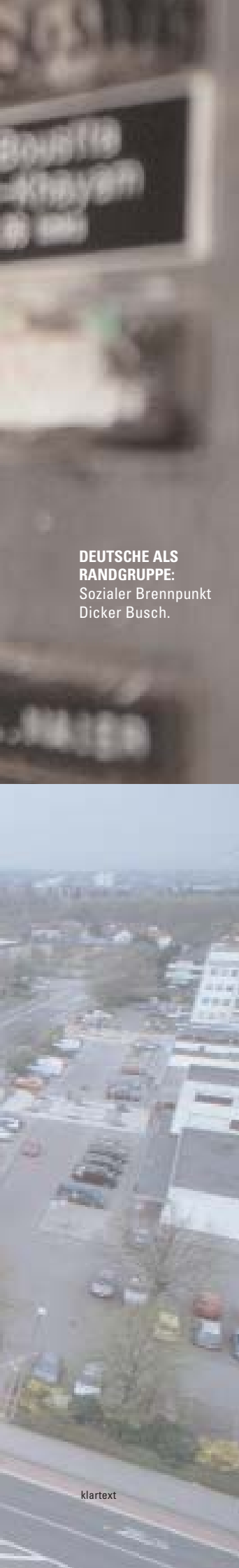
Tommy bewegt sich häufig vor der Kamera. Wenn er Sex mit anderen Frauen hat, ist Leona auch mal eifersüchtig. „Aber in unserer Philosophie ist das ein negatives Gefühl, das unterdrückt werden muss“, sagt sie. „Alle Menschen sind frei – auch Tommy.“ Der möchte Leona am liebsten auch mit anderen Männern sehen. „Du solltest da mehr versuchen“, sagt er ihr und grinst. Sie grinst nicht.

Nach langer Suche haben Tommy und Leona doch eine Organisation gefunden, die ihr Geld nimmt. Pro Regenwald in München vermittelte den Kontakt zu einem Projekt in Costa Rica: Arbofilia, die Baumliebhaber, forsten im Namen der Skandinavier 40 Hektar Urwald wieder auf – eine Fläche von 60 Fußballfeldern. „Fuck for Forest erreicht Menschen, die sich sonst kaum für Umweltschutz interessieren würden“, sagt Hermann Edelmann, Chef von Pro Regenwald. Auf welchem Weg die beiden ihre Spenden sammeln, interessiert den Öko-Aktivisten alter Schule nicht: „Meinetwegen könnte man auch eine Spendendose in einem Puff aufstellen. Die Hauptsache ist doch, dass die beiden wirklich etwas für den Wald tun.“

Und das tun sie: 30 000 Dollar haben Tommy und Leona bereits nach Costa Rica überwiesen – der Rest des gesammelten Geldes soll folgen. Davor wollen die beiden aber erst einmal ihr eigenes Stück Urwald besuchen. Im Herbst soll es so weit sein. Mit im Gepäck: ihre Videokamera. Die beiden wollen die Reise nutzen, um eine erotische Dokumentation zu filmen. Ein Traum geht in Erfüllung: Endlich können Tommy und Leona nicht nur für den Regenwald, sondern auch im Regenwald Sex haben. ■

GHETTO IM KOPF





DEUTSCHE ALS
RANDGRUPPE:
Sozialer Brennpunkt
Dicker Busch.

Text_FREDY GAREIS
Fotos_KATRIN BLUM, THOMAS KLINGER

Es gibt Stadtteile, da werden Deutsche zur
Randgruppe: Berlin-Neukölln, München-Hasen-
bergl, Hamburg-Mümmelmannsberg.
Im Dicken Busch in Rüsselsheim sind die Ver-
hältnisse ähnlich – zumindest in der Statistik.
Unser Autor wollte sich selbst ein Bild machen.
Sein Vorteil: Er ist dort aufgewachsen.

Ausländerviertel, sozialer Brennpunkt, Ghetto. Worte, die ich immer wieder höre. Worte, die den Stadtteil Dicker Busch in Rüsselsheim beschreiben sollen. Ghetto. Das haben wir früher auch gesagt. Zum Spaß. Weil es cool war. Heute meinen die Leute es ernst. Ziehen Vergleiche mit den Banlieues von Paris und glauben, dass es bald knallt. Wie? Das wissen sie nicht. Aber es wird passieren, sagen sie, ganz sicher, und dann herrscht Krieg im Dicken Busch.

1979 ist meine Mutter mit mir hergezogen. Aus Kasachstan. 20 Jahre habe ich im Dicken Busch verbracht, meine Kindheit, meine Jugend. Dann bin ich weg. Weg aus dem Stadtteil, der in den 70-er Jahren entstanden ist, um die vielen Opelarbeiter zu beherbergen, Schulen und Einkaufszentrum inklusive. Familienfreundlich nannte man die Wohnungen, die sich grau in grau übereinander türmten.

2006. Ich bin zurück. Will sehen, was sich getan hat. In meinem Kopf spuken Wörter wie Integration und Zuwanderungsstopp. Rüsselsheim hat Anlagen für einen sozialen

Brennpunkt: zweithöchster Ausländeranteil in Hessen, deprimierte Bewohner.

Die Robert-Bunsen-Straße. Meine Heimat hat einen neuen Anstrich bekommen. Die Häuser sind jetzt pastellgelb, und vor den Eingängen wurden Sträucher gepflanzt und umzäunt. Früher haben wir hier Murmeln gespielt. Der Hausmeister heißt jetzt Concierge. Er trägt einen Blaumann, auf dem Latz sein Namensschild: Noppe. Er wohnt so lange hier, wie ich mich erinnern kann. Sein Sohn hat vom 9. Stock aus Leute auf der Kreuzung mit einem Luftgewehr beschossen. Seine Tochter war meine zweite Freundin. Beide sind schon vor Jahren ausgezogen. Noppe ist immer noch hier.

Wir gehen nach oben, in den 9. Stock, sitzen am Tisch in der Diele. Hinter Noppe hängen gehäkelte Bilder an der Wand. Eines davon zeigt die betenden Hände von Albrecht Dürer. Wir reden über früher, und früher war für Noppe alles besser: „Damals, da waren von den 50 Parteien im Haus zwei oder drei ausländische Arbeitnehmer.“ Früher, da sei es sauber gewesen, ordentlich, und man habe miteinander gespro-

chen. „Die vielen ausländischen Arbeitnehmer haben eine andere Mentalität. Mit ihren eigenen Leuten reden sie, aber nicht mit uns.“ Auf der Fensterbank neben ihm ein paar Kakteen, im Wohnzimmer steht das deutscheste aller Möbel – die Schrankwand. Wieder höre ich das Wort Ghetto, und dass der Eigentümer, die Gewobau, es selbst geschaffen habe. Dass es zuwenig Deutsche gebe und zu viele Ausländer. „Irgendwann kracht es“, sagt Noppe, „irgendwann springt der Funke.“ Er sieht mir in die Augen und schlägt seine Fäuste gegeneinander.

Die Tür fällt hinter mir zu. Vom Gang kann man fast den ganzen Dicken Busch überblicken. Von vielen Balkonen starren Satellitenschüsseln in den Himmel, von unten dringt das Geschrei der Kinder nach oben. Ich frage mich, warum Noppe immer „ausländische Arbeitnehmer“ sagt, und ob früher wirklich alles besser war. Nur zwei bis drei Ausländer im Haus? Allein auf meinem Flur waren es zwei Familien. Es war anders früher, das stimmt. Da wohnten hier Spanier, Italiener, Griechen. Diejenigen, die sich heute in Noppes Augen abkapseln, das sind die Türken und Marokkaner. Unten am Ausgang, die Klingelschilder. Ich zähle: Von den 50 Namen klingen nur sechs deutsch. So ist es fast überall hier. Auf dem Weg ins Einkaufszentrum frage ich mich, wo sie hin sind, die Dange-

manns, die Wühlers, die Müllers. Es ist mein alter Weg. Der Weg zum Kiosk und zu den Süßigkeiten, zur Trinkhalle und den Trinkern. Vorbei am Spielplatz, von dem mir Noppe erzählt hat, dass halbstarke Ausländer ihn regieren, die Kinder sich nicht hintrauen.

Der Spielplatz ist voll. Mütter mit ihren Kindern, Kinder mit ihren Freunden. Nur in einer kleinen Holzhütte sitzen ein paar Jugendliche und rauchen. Weiter. Ab und zu sehe ich einen Blondschoopf. Die Sonne scheint, ich höre Kinderlachen. Das Wort Ghetto wird zu einer Worthülse. Ich grüße – und ich werde begrüßt. Niemand guckt mich schräg an. Etwa, weil ich die Farbe dieser Stadt, dieses Viertels trage?

Das Einkaufszentrum hat sich verändert. Das Eiscafé heißt zwar immer noch Venezia, ist aber nun in türkischem Besitz. Ein Supermarkt, eine Metzgerei, ein Reisebüro. Daneben eine Bäckerei – alles türkisch. Das Kaufhaus Jeske, die Trinkhalle, die Post, der Massagesalon, der Möbelladen – alle weg. Selbst die Stehpizzeria Franco verkauft jetzt Döner.

Dann sehe ich meine Mutter, wie sie in den türkischen Supermarkt hineinhuscht und zwei Minuten später wieder rauskommt. Dabei erzählt sie mir immer, dass sie hier nie einkaufen geht. Zu viele Ausländer. Was sie meint, ist: zu

fremd, damals, als wir aus Kasachstan kamen.

Viele im Dicken Busch denken, dass die deutschen Läden verschwunden sind, weil die Eigentümer keine Lust auf die Ausländer hatten. Das glaubt Noppe – und das glauben meine Eltern. Dabei haben alle dichtgemacht, weil sie entweder zu alt waren, keine Nachfolger fanden oder die Kundenschaft an Billiganbieter verloren haben. Vielleicht ist den Deutschen aber auch einfach die Selbständigkeit zu unsicher, zu anstrengend.

Zurück in die Robert-Bunsen-Straße. Ich gehe durch einen mit Pollern abgetrennten Bereich. Spielstraße nennt sich das. Ein paar Kinder kicken, kreischen und zerren sich an den Klamotten. Unter ihnen ein blonder Junge, dem der Rotz aus der Nase läuft. Ob Ausländer oder Deutscher, was spielt das für eine Rolle?

Wie Noppe wohnen die Doyschers schon ewig hier, im 1. Stock. Unter ihrem Balkon haben wir oft Fußball gespielt, die Mittagsruhe stets ignoriert. Trotzdem empfängt mich Frau Doyscher wie einen verlorenen Sohn.

Auch hier die Schrankwand im Wohnzimmer, davor eine Marienstatue. Die Fenster sind geputzt. Frau Doyscher redet, als hätte ihr lange niemand mehr zugehört: „Früher war alles besser“, sagt sie. Früher, im-

SIE EMPFANGEN MICH WIE EINEN VERLORENEN SOHN.

viele Türken. Sie sieht mich nicht, als ich mich an die Wand lehne und sie beobachte, wie sie schnellen Schrittes zum Parkplatz läuft. Fast rennt sie. Ich verstehe sie nicht, ihre Abneigung. Schon praktisch gesehen: Der türkische Supermarkt hat besseres Gemüse als jeder deutsche hier. Faktisch gesehen: Wir waren hier selbst

mer wieder früher. Dass sie damals noch mit den türkischen und marokkanischen Leuten im Haus auskamen, dass die anders waren als heute. „Die Generation, die jetzt heranwächst, will definitiv nichts mit uns zu tun haben. Die wollen gar nicht integriert werden“, sagt Frau Doyscher. Doyschers fühlen sich ausgegrenzt. Nicht

nur sprachlich: „Untereinander, wenn die sich treffen, da wird die Tür aufgehalten, da wird geküsst, aber uns gegenüber...“ Ich höre Neid in ihrer Stimme. In ihrem Gesicht sehe ich Wut. Immer wieder führt sie ihre Hände an die glühenden Wangen, um sie zu kühlen. Herr Doyscher erzählt von der Spielstraße. Dass ihn letztes ein paar Ausländerkinder nicht durchlassen wollten, dass sie seine Mutter als Hure beschimpften. Ist das die gleiche Spielstraße, durch die ich gerade geschlendert bin?

„Wir haben es doch versucht, die Leute zu integrieren“, erzählt Frau Doyscher. Bei der Fußball-Europameisterschaft 2000 haben sie einen Fernseher gekauft, für Essen und Trinken gesorgt, einen Kellerraum frei geräumt. Alle eingeladen – keiner kam. Jetzt haben sie aufgegeben und wollen nach Bayern ziehen. Da ist die Welt für sie noch in Ordnung.

**KINDHEIT IM
DICKEN BUSCH:**
Aufwachsen an
einem Ort voller
Vorurteile.



Es ist Zeit zu gehen. An der Haustür fragt mich Herr Doyscher, warum ich denn aus Rüsselsheim weggegangen bin. „Ich hatte genug.“ „Aha!“, sagt er. Sein Zeigefinger fährt in die Luft. In seinen Augen kann ich sehen, worauf er hinaus will. „Und warum?“, fragt er. Die Antwort, die er sich wünscht, kann ich ihm nicht geben. „Rüsselsheim war mir zu eng, zu langweilig.“ Und zu spießig, führe ich im Kopf fort. Fast wirkt er enttäuscht. Als hätte er sich einen neuen Mitstreiter gewünscht, jetzt, wo schon so viele nicht mehr hier sind. Jetzt, wo die Doyschers sich als Minderheit fühlen. Fast bekomme ich Mitleid und frage mich, wohin sie die Ausländer eigentlich integrieren wollen. Hier wohnen doch kaum noch Deutsche. Ich frage mich, ob die Stadt nicht mal jemanden schicken könnte, um die Deutschen zu integrieren. ■

„NICHT SCHON WIEDER EIN FLÜCHTLING!“

Viel wurde in den letzten Monaten über Integration berichtet. Heribert Prantl, Innenressort-Chef der „Süddeutschen Zeitung“, über Klischees in den Medien, gute und schlechte Ausländer und die alarmistischen Titelbilder des „Spiegels“.

Text/Foto_KATRIN BLUM

// **Herr Prantl, produzieren Medien Klischees über Ausländer?**
// Ich glaube nicht, dass Medien Klischees erzeugen. Sie benutzen vorhandene Vorurteile und verstärken sie. Die meisten Medien verbinden Ausländer mit Kriminalität, mit heuschreckenartigem Hereinfallen und dem Zusammenbruch des Sozialsystems.

// **Das klingt nach einem sehr negativen Einfluss der Medien.**

// Es gibt auch positive Beispiele. Medien können auch einen liberalen Umgang mit Ausländern fördern. Die *Zeit* hat vor Kurzem versucht, die gängigen Klischees zu kontern, Ausländer seien krimineller als Deutsche, sie lebten auf unsere Kosten, seien ungebildet und so weiter. Das war verdienstvoll. Insgesamt ist die Qualität der Berichterstattung aber sehr schwankend. Selbst seriöse Medien berichten oft undifferenziert.

// **Ein Beispiel bitte.**

// Der *Spiegel* ist da kein Ruhmesblatt. Er hatte aus meiner Sicht einige furchtbare Titel wie „Ansturm der Migrantinnen“ oder „Das Boot ist voll“. Bei heiklen gesellschaftspolitischen Themen war der *Spiegel* schon immer zu alarmistisch. Eigentlich müsste man Alarm schlagen, wenn es Minderheiten an den Kragen geht, aber beim *Spiegel* ist das seit langer Zeit anders herum.

// **Und die Süddeutsche Zeitung macht es besser?**

// Zumindest hoffe ich, dass man den Artikeln im innenpolitischen Ressort der *SZ* nicht vorwerfen kann, sie behandelten diese Themen genauso wie jede andere Zeitung. Seitdem ich in diesem Laden bin, versuche ich, eine redaktionelle Linie zu finden, die Minderheiten gegenüber aufmerksam und sensibel ist.

// **Wie sieht das konkret aus?**

// Wir haben uns angestrengt, neue Beispiele und sprachliche Bilder zu finden, weg von den Bedrohungs-Chiffren. Man kann diese Problematik nicht mit Statistiken bewältigen. Was hinter der Statistik steht, muss in einer Reportage behandelt werden.

// **Was hat das gebracht?**

// Wir mussten bisweilen feststellen, dass man schreiben kann wie der liebe Gott, aber die eingefahrenen Sichtweisen kann man dadurch kaum verändern. Ich habe manchmal das Gefühl,

dass man die Leute bei Themen mit hohem gesellschaftspolitischen Erregungspotenzial kaum noch bewegen kann. Man kann sie mit Einzelschicksalen rühren, aber kaum anregen, nachdenklicher zu werden.

// **Woher kommt diese undifferenzierte Sichtweise?**

// Es wird leider mehr über Ausländer gesprochen, als mit ihnen. Sie sind eben in vielen Bereichen nicht ausreichend vertreten. Das gilt für Journalisten, für Lehrer oder auch für Polizisten. Es gibt wenige Gesprächspartner, die in der Berichterstattung als adäquat empfunden werden. Das führt auch dazu, dass so wenig mit ihnen geredet wird. Ausländer sind eher journalistisches Objekt, nicht Subjekt.

// **Hat sich die Berichterstattung über Migranten grundsätzlich verändert?**

// Es gibt schon Veränderungen, aber das ist ein stetes Auf und Ab. Am Beispiel der Flüchtlinge kann man das gut nachvollziehen.

Als Anfang der 90-er Jahre Asylbewerberheime brannten, war die Aufregung groß. Auch der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker fuhr hin und nahm großväterlich ein Flüchtlingskind auf den Arm. Irgendwann tritt dann wieder eine Übersättigung ein, und es heißt in den Redaktionsräumen: Nicht schon wieder ein Flüchtling!

// **Gilt das für alle Ausländer?**

// Nein. Es wird klassifiziert. Es gibt da zunächst die Kategorie der guten Ausländer. Das sind die, die in Spitzenpositionen arbeiten, in der Wirtschaft, Kunst oder dem Sport. Aber selbst im Spitzenfußball hört man Affenschreie in den Stadien, wenn Gerald Asamoah einläuft. Er muss dann auch besonders patriotisch agieren und sagen, dass sein Herz für Deutschland schlägt, um akzeptiert zu werden. Dann gibt es noch

Ausländer, die eigentlich gar keine mehr sind: Italiener, Spanier oder Franzosen. Europäische Ausländer werden ja nicht mehr als solche wahrgenommen. Und die so genannten Problem-Ausländer gibt es auch noch.

// **Welche sind das?**

// Als schlechte Ausländer werden vor allem Menschen aus nichteuropäischen islamischen Ländern gesehen. Es gibt deutlich religiöse Abgrenzungen – zum Islam beispielsweise, obwohl viele Deutsche nicht mehr besonders religiös sind.

// **Ist Multikulti damit gescheitert?**

// Multikulti war für mich immer ein positives Wort, weil ich den Reichtum von Kulturen einfach für etwas Tolles halte. Es heißt aber nicht, dass ich bei jeder Kultur alles akzeptieren muss. Es gibt in unserer Gesellschaft einen bestimmten Rahmen, das Grundgesetz. Und nur in diesem Rahmen kann Multikulturalität existieren. Wenn ein Mensch unsere Gesetze und Werteordnung ablehnt, dann will ich das weder akzeptieren noch tolerieren.



DR. HERIBERT PRANTL, 52, ist seit 1988 politischer Redakteur bei der *Süddeutschen Zeitung*. Seit 1995 ist Prantl Chef des Ressorts Innenpolitik. Vor seiner journalistischen Laufbahn war er Staatsanwalt und Richter.





KARAMBOLAGEN sind Teil des Trainings. Der Angreifer wird von zwei Abwehrspielern gestellt. Damit keiner aus dem Stuhl fällt, sind alle Akteure festgeschnallt.

RUGBY OR NOT TO BE

Rollstuhl-Rugby ist der einzige Mannschafts-Sport für Querschnittsgelähmte, die kaum noch die Arme bewegen können. Wolfgang Schmitt träumt von der Weltmeisterschaft, Hans Bach war schon dabei. Für beide ist der Sport ein krachender Akt der Selbstfindung.

Der Angreifer sprintet mit seinem Rollstuhl auf die Ziellinie zu. Jetzt muss alles schnell gehen, sonst punktet der Gegner. Reifenquietschen, Keuchen. Wolfgang, 23, schiebt mit seinen fixierten Handgelenken immer heftiger an seinen Rädern. Er ist Abwehrspieler, ein so genannter Low-Pointer, selbst Trizeps und Finger hören nicht mehr auf ihn. Dennoch muss er die Attacke aufhalten. Es kracht. Wolfgang rammt das Rad des Angreifers, wird zur Seite geschleudert und kippt mit seinem Rollstuhl nach vorne. „Was tut ihr meinem Sohn an?“, ruft Wolfgangs Mutter. Sie sitzt auf der Zuschauertribüne und grinst. Genau wie Wolfgang, der jetzt auf dem Boden der Sporthalle liegt. Sein linkes Rad dreht in der Luft. „Den Hals habe ich mir schon gebrochen, mehr geht doch nicht“, ruft er zur Tribüne zurück. Keine Zeit für Zimperlichkeiten beim Training der Koblenz Speedos im Rollstuhl-Rugby.

Wolfgang Schmitt muss jetzt zeigen, was er kann. Sein nächstes Ziel ist die Teilnahme an der Weltmeisterschaft dieses Jahr im September in Neuseeland. 17 Prozent von Wolfgangs Muskulatur funktionieren noch. Das reicht, um Gegnern in die Parade zu fahren. Tetraplegiker wie er können nur die unteren Extremitäten, den Rumpf und Anteile der Oberarmmuskulatur bewegen. Jedes Jahr kommen durch Unfälle rund 400 Halsquerschnittsgelähmte dazu. Der einzige Mannschaftssport, den sie betreiben können, ist Rugby. Mitspielen darf, wer maximal einen gesunden Arm hat und nicht im elektrischen Rollstuhl sitzen muss, weil er nur noch ein Hebelchen bewegen kann.

Es sind Spieler wie Wolfgang, die oft entscheidend sein können. Sie sind Blocker,

die rollenden Abwehrriegel. Zwar können sie mit dem Ball kaum etwas anfangen, dafür aber die Angreifer stoppen. Im letzten Jahr wurde Wolfgang mit dem deutschen Team Vize-Europameister, nur England war stärker. Den Anblick der durchtrainierten Engländer kann er nicht vergessen. „Ich dachte, die werden gezüchtet. Oder man holt Bauarbeiter, bricht ihnen das Genick und sagt: So, jetzt spiel' Rugby.“ In Neuseeland könnte er wieder auf sie treffen. Dafür schindet er sich jetzt beim Training.

Zwei Wochen zuvor war der Höhepunkt der Vorbereitung auf die WM, das Bernd-Best-Turnier in Köln. Es ist Treffpunkt Nummer eins für die europäische Rollstuhl-Rugby-Szene – sportliche Großveranstaltung und gesellschaftliches Schaulaufen zugleich. Nirgendwo auf der Welt treffen sich mehr Teams, um Rollstuhl-Rugby zu spielen. Der deutsche Nationaltrainer Pierre Sahn schaute sich nach neuen Talenten um. 41 Mannschaften aus elf Ländern reisten an, um tüchtig am Rad zu drehen: die Gaelic Warriors aus Irland etwa, die Reds aus Polen und die Greifswalder Rollmöpfe. Auch Wolfgang war dabei. Es war für ihn ein gutes Turnier, ein sehr gutes sogar. Platz eins in der höchsten Spielklasse. Im Endspiel vor 450 Zuschauern rang er mit seinem Team die Flemish Silver Bullets aus Belgien nieder. 35:32. „Lasst jetzt ordentlich die Stühle krachen“, hatte ein Zuschauer vor dem Spiel geschrien. Wolfgang war schnell, taktierte pfiffig, stand sicher in der Defensive.

Ziel ist, mit einem Volleyball auf dem Schoß über die acht Meter breite Torlinie zu fahren. Egal wie. Das eigentliche Spielziel lautet: Körperliche Minimalisten erreichen das sportlich Maximale. Den Weg

freizurempeln gehört zur Taktik, sich in gegnerischen Rädern zu verkeilen zur geflissentlich gepflegten Rustikalität. Spielzeit: viermal acht Minuten. Einschränkungen gibt es wenige. Verboten ist „übertriebener Rollstuhleinsatz“, das Rammen hinter der Achse. Dann dreht sich der Gefoulte hilflos im Kreis.

„Wir dürfen alles, was auf der Autobahn verboten ist“, sagt Norbert Leisten, Organisator des Kölner Groß-Turniers, „rechts überholen, dem anderen in die Seite fahren und aufbocken.“ Jede Partie ist eine gesellschaftliche Aussage: Schieben verboten, Mitleid verpönt, Applaudieren er-

„WIR DÜRFEN ALLES, WAS AUF DER AUTOBAHN VERBOTEN IST.“

wünscht. Das Turniermotto lautet nicht von ungefähr „Rugby or not to be“. Rollstuhl-Rugby hieß 1977 in seinem Ursprungsland Kanada noch Murderball, eine politische Unkorrektheit, die wohlweislich gesetzt wurde. Zum Image eines Rollstuhlfahrers, der Hilfe und Pflege entgegenzunehmen hat, soll das alles nicht passen. Es ist ein Stück Rebellion gegen die Normalität. Eine Rebellion jener, denen das Leben die Richtung änderte. Sie wollen nicht ins Gesundheitsmagazin, sie wollen in die Sportschau.

270 Spieler waren in Köln dabei, 270 Schicksale rollten durch die Halle. Wolfgangs begann am ersten Urlaubstag in Ungarn. Er konnte gar nicht schnell genug in den Plattensee kommen, machte einen Kopfsprung an einer Stelle, die nur 1,30 Meter tief war. „Ich hörte ein dumpfes Knacken im Hals“, sagt er. Wolfgang konnte sich nicht mehr bewegen, trieb bäuchlings im Wasser. Seine Freunde dachten, er würde sich einen Spaß erlauben, „toter Mann“ spielen. Er wusste sofort was passiert war, noch während er im See trieb. Halswirbelbruch. Schließlich drehte ihn seine damalige Freundin auf den Rücken. Kurz danach landete der Hubschrauber, und Wolfgang wurde ins Krankenhaus transportiert. Er war damals 17 Jahre alt und kurz vor dem braunen

SCHAUEN, FANGEN, AUFHALTEN: Rollstuhl-Rugby in Dieblich bei Koblenz.



HANS BACH (links)
auf Verfolgungsjagd.
Der Spitzenspieler
aus München ist
dieses Jahr aus der
Nationalmannschaft
zurückgetreten.



Gürtel in Karate. Sein erstes Lehrjahr als LKW-Mechaniker hatte er fast hinter sich. Er bekam eine Titanplatte vom vierten bis zum siebten Halswirbel.

Knapp sechs Monate dauerte die Reha, dann kehrte Wolfgang nach Hause zurück, in den kleinen Ort Dieblich bei Koblenz. Anfangs hatte er noch viele Freunde, die ihn besuchten. Sie fragten: „Wolfgang, gehen wir einen Kaffee trinken?“ Und entschuldigten sich anschließend: „Oh, du das mit dem ‚gehen‘ tut mir leid.“ Dabei wollte Wolfgang einfach normal behandelt werden. „Natürlich, lass uns GEHEN!“, sagte er dann. Ich bin doch derselbe wie vorher, erklärte er seinen Freunden. Und doch

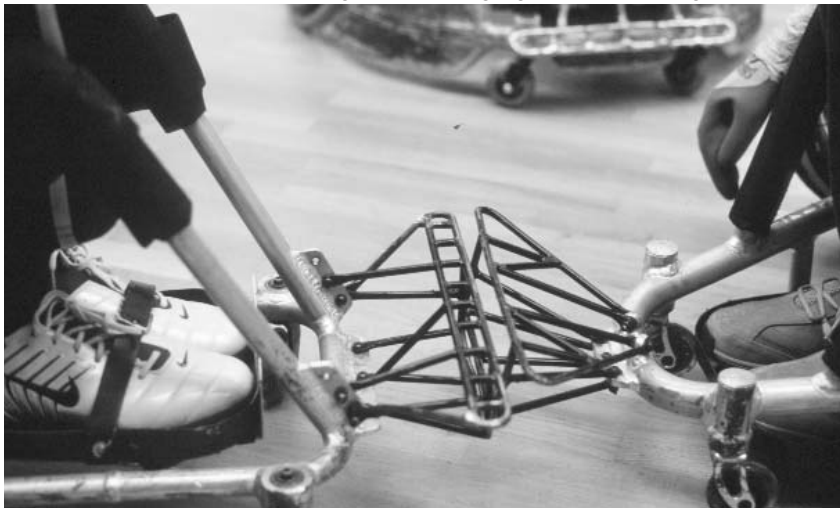
war alles anders. „Mein Leben spielte sich zwischen Computer und Fernseher ab“, erinnert sich Wolfgang. Der einst so sportbegeisterte Teenager wollte weder nach draußen, noch behinderte Freunde haben. Was soll ich denn mit Rollstuhlfahrern anfangen, fragte er seine Mutter.

Er versuchte es mit Kegeln. „Da gibt es so ein Eisengestell, von dem man die Kugel runterrollt. Das fand ich zu dämlich. Ich kann doch eh nichts mit den Fingern machen.“ Der nächste Versuch war Tischtennis. Dort wird der Schläger an einen speziellen Handschuh gesteckt. Wolfgangs Schläger flog gleich in der ersten Runde aus der Halterung – in das Gesicht seines

Gegners. Das fand er zu gefährlich. Schwimmen kam nach dem Badeunfall für ihn nicht mehr in Frage.

Schließlich nahm ihn seine Mutter mit zum Rollstuhl-Rugby. „Anfangs sagte ich ihr, mir geht es nicht gut, ich kann nicht mitkommen.“ Er wollte sich nicht in die neue Lebenssituation fügen. Doch seine Mutter schmetterte die Ausflüchte ab. „Ob du nun hier sitzt und es dir schlecht geht oder dort, ist egal“, sagte sie. „Dann habe ich zwei Mal mitgemacht und war Feuer und Flamme“, sagt er. Seitdem ist Wolfgang Leistungssportler, trainiert fast jeden Tag in der Woche. Doch schwitzen kann er nicht. Denn die Lähmung betrifft

KEIN DURCHKOMMEN: Mit Rammbügeln stellt Wolfgang Schmitt seine Gegner.



**„EINMAL
INS STADION
EINFAHREN,
DAS WÄRE
MEIN
TRAUM.“**



auch das nervöse System. Das heißt: Im Hochsommer darf er höchstens eine halbe Stunde in der Sonne sitzen, weil sein Körper sonst überhitzt. An Sport ist dann gar nicht zu denken.

Direkt nach der Reha hat ein Arzt den Leistungssportler arbeitsunfähig geschrieben. Ohne ihn einmal anzusehen. „Ich habe zwei Jahre lang gekämpft, bis das endlich zurückgenommen wurde.“ Er machte in Heidelberg eine Lehre zum Bürokaufmann. „Das war in so einem Berufs-Rehawerk. Und genau das ist das erste Problem.“ Wenn Arbeitgeber diese Adresse hören, wissen sie, dass es keinen richtigen Büroalltag mit Praxis gibt. „Wenn ich dann noch erwähne, dass ich im Rollstuhl sitze, ist alles aus.“ Auf einmal gibt es dann am Arbeitsplatz keinen Fahrstuhl. „Was machen wir eigentlich wenn der Rollstuhl umkippt?“, fragte ein Arbeitgeber. Das sei alles viel zu gefährlich. Wolfgang kann da nur müde lächeln. „Bis heute bin ich arbeitslos und habe keinen Spaß dabei.“

Die Zeit der Jobsuche hat Hans Bach, 43, hinter sich. Er arbeitet bei einer großen bayerischen Versicherung, ist verheiratet und fährt einen Kombi. Als er in Köln

beim Bernd-Best-Turnier zur Siegerehrung aufgerufen wurde, schaute ihm Wolfgang dabei zu. Bach ist mit seinem Münchner Team Zweiter geworden. Das Finale zu erreichen war Minimalziel. Freuen konnte er sich dennoch nicht, als der Pokal auf seinem Schoß lag. Denn die Niederlage im Finale war denkbar knapp. Sechs Sekunden fehlten zum Sieg. Dann ein Leichtsinnsfehler in der Abwehr.

Eigentlich spielte Bach beim Kölner Turnier nur aus Spaß mit. Kurz vor dem Turnier hatte er nach sieben erfolgreichen Jahren seinen Rücktritt aus dem Nationalteam erklärt, weil er mehr Zeit für sein

EINTEILUNG NACH BEHINDERUNGSGRAD

Das Muskelsystem der Tetraplegiker ist verschieden stark beeinträchtigt, „unterschiedliche Lähmungshöhen“ heißt das im Medizin-Bürokratie-Deutsch. Entsprechend des Grades der Behinderung bekommen die Spieler Punkte von 0,5 bis 3,5 zugeteilt. Die 0,5-er sind am schwersten behindert. Ein Team besteht aus vier Spielern, wobei diese insgesamt höchstens acht Punkte haben dürfen. Die Niedrigpunktierten spielen in der Abwehr, die Höherpunktierten im Sturm, da sie den Ball greifen können.

Privatleben brauchte. Jeden Tag trainieren, die ganzen Lehrgänge – „irgendwann reicht es dann“, sagt er. In München ist Bach Präsident der RugBears, einer der besten Mannschaften in Deutschland.

Hans Bach hat das geschafft, wovon Wolfgang träumt. Er war bei zwei Weltmeisterschaften dabei, bei den Paralympics 2004 in Athen und vier Jahre zuvor in Sydney. 8600 Menschen feuerten ihn in der Halle an, als der Sport in Australien paralympische Premiere feierte. „Das war der Höhepunkt, der Wahnsinn“, sagt er, „das ist bei uns nicht vorstellbar. Hier in Deutschland sehen sie nicht das Nationaltrikot, sondern den Rollstuhl. Und dann machen die Leute einen Bogen um uns.“

In Köln waren für das Bernd-Best-Turnier überall Plakate aufgehängt, selbst in den Ecken, wo sonst nur Indie-Punk-Bands ihr Kommen androhen. Rechts unten auf der Werbung sah man das WDR-Logo. Aber in den Sportsendungen der Fernsehanstalt wurde 44 Sekunden über das Turnier berichtet. Ansonsten schrieben noch zwei Regionalzeitungen. Das lockt keinen Sponsor. Dabei ist Geld dringend nötig. 4000 bis 5000 Euro kostet ein Rugby-Stuhl. Der Großteil der Ausgaben müssen die Aktiven schultern. „Die Sportförderung ist ein Tropfen auf den heißen Stein, und die Krankenkassen zahlen nicht mehr viel“, sagt Bach, „Behindertensport basiert ganz klar auf Eigeninitiative.“ Er hat rund 25 000 Euro in sein Hobby gesteckt, das sich zum Spitzensport auswuchs. Das können andere nicht.

Wolfgangs ersten Rugby-Stuhl hat die Krankenkasse gezahlt. Zur Abrechnung getarnt als „Leichtmetallrollstuhl für Ballsport“. Viele Krankenkassen akzeptieren Rollstuhl-Rugby nicht als Ausgleichssport für Halsquerschnittsgelähmte. Spitzenspieler brauchen bis zu sechs Stühle in acht Jahren und 150 bis 200 Handschuhe pro Saison, damit beim Fahren und Bremsen nicht irgendwann die Hände anfangen zu brennen. Ein weiteres Problem ist das Reisen, gerade bei großen Entfernungen: Viele Fluggesellschaften nehmen pro Flug nur zwei bis drei Spieler mit. Wegen der Sicherheitsbestimmungen.

Trotz aller Schwierigkeiten will Wolfgang 2008 nach Peking, zu den nächsten Paralympics. „Einmal ins Stadion einfahren, das wäre mein Traum.“ Diesen Traum hat Hans Bach schon gelebt. Damals in Sydney musste er nach den Spielen auf der Straße Autogramme geben. Die Australier hat das Spiel fasziniert. Sie haben Rollstuhl-Rugby als das verstanden, was es ist. Als einen Sport. ■



„ES GIBT KEINE RANDTHEMEN!“

Was ist ein Thema? Wer bestimmt, was in die Medien kommt? Ulrich Kaufmann (dpa), Wolfgang Krach (SZ), Oliver Quiring (LMU München) und Mercedes Riederer (BR) haben über diese Fragen diskutiert. Dabei wurde vor allem eines deutlich: Themen brauchen harte Egos.

Text_DORIT F. BECKER, JUDITH KÖSTERS, CAROLIN PIRICH
Fotos_KAJO FRITZ JUN., THOMAS KLINGER

Theo Sommer und Giovanni di Lorenzo haben in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung* zum 60. Geburtstag der *Zeit* gesagt: „Wir haben es uns immer geleistet, Minderheiten zu bedienen. Das hilft der Reputation. Wir wollen keinen Quotenjournalismus.“ Können sich auch andere Medien diesen Luxus leisten?

KAUFMANN: Ich finde diese Betrachtungsweise sympathisch, weil sie ein Maß an journalistischer Unabhängigkeit reflektiert, das sich jeder zum Vorbild nehmen sollte. Aber es ist schlichtweg unrealistisch.

KRACH: Zeitung, Rundfunk und Agentur sind ja keine Wohltätigkeitsunternehmen.

RIEDERER: Vor allem hat eine Wochenzeitung andere Auswahlkriterien! Die *Zeit* würde einen Fehler machen, würde sie genau auf die Themen set-

zen, die schon die ganze Woche durch die tagesaktuellen Medien gingen. Sie muss den zweiten Blick haben.

Warum sollte man überhaupt die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers auf vermeintliche Randthemen lenken? Kann man es nicht den Gesetzen der Marktwirtschaft überlassen, ob etwas zum Thema wird oder nicht?

KRACH: Nein. Bestimmte Themen sind Randthemen, weil die Mehrheit sie nicht wahrnimmt oder nicht wahrnehmen will. Unser Job ist es, zu beobachten, was am Rand passiert. Es gibt immer eine Rückwirkung zwischen dem Rand der Gesellschaft und ihrer Mitte. Für die Situation der Psychiatrie in München, zum Beispiel, interessieren sich zwar weit weniger Menschen als für den Zustand von Oliver Kahn und die Pleite von 1860 München, das ist

klar. Aber beides muss in der Zeitung Platz haben. Das macht die Vielfalt aus.

RIEDERER: Eine öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt hat sogar den Auftrag, Randthemen zu berücksichtigen.

Was sind Ihrer Meinung nach solche Randthemen?

KRACH: Dabei geht es um Menschen, die sich schlecht artikulieren können oder die keine Lobby haben. Wir hatten im Lokalteil der *SZ* eine Serie über Psychiatrie. Psychiatrie ist ein Randthema, weil sich Menschen dort in der Regel nicht artikulieren können. Wir versuchen, dafür ein Bewusstsein zu schaffen.

KAUFMANN: Wer definiert überhaupt, was am Rande zu stehen hat? Unter journalistischen Gesichtspunkten gibt es Randthemen eigentlich nicht. Wenn etwas ein Thema ist,

dann ist es auch kein Randthema. Es wird nur zu selten aufgegriffen, zum Beispiel weil die Leser sich wenig dafür interessieren.

Liegt das wirklich daran, dass die Leser sich nicht dafür interessieren oder auch daran, dass die Redakteure nicht gewohnt sind, sich mit diesem Thema zu beschäftigen?

KRACH: Die Themenauswahl hängt auch mit der Sozialisierung von uns Journalisten und mit unserem Umfeld zusammen. Wir leben tendenziell in einem Bereich, in dem wir mit den unangenehmen, schwierigen Seiten der Gesellschaft nichts zu tun haben. Zum Beispiel mit Altsein, Psychiatrie, Behinderung oder Krankheit. Damit sind wir normalerweise nicht ständig konfrontiert.

RIEDERER: Im aktuellen Bereich gibt es keine Randthemen. Die Tagesaktualität hat



ZEITUNGSTITEL VOM 27. APRIL 2006: Al-Sarkawi schießt aus dem Titel der SZ.

Priorität. Wenn eine Katastrophe passiert, ist sie das Topthema. Andere Dinge rücken dann an zweite oder dritte Stelle. Das heißt aber nicht, dass sie damit Randthemen sind. Über die katastrophale Situation an Schulen haben wir zum Beispiel schon früher berichtet, aber nicht an erster Stelle. Es wird erst zum Topthema, wenn die Rütli-Schule sagt: So können wir nicht mehr weitermachen. In dem Begriff Randthema schwingt eine gewisse Abwertung mit. Diese Abqualifizierung möchte ich nicht sehen.

Herr Quiring, wie definieren Sie als Kommunikationswissenschaftler, was Randthemen sind und ob es sie überhaupt gibt?

QUIRING: Als Wissenschaftler messe ich gerne, versuche zu begründen, warum ein Thema ein Randthema ist. Ich kann

die Leser zählen, die sich für ein Thema interessieren. Ich kann an der Menge der Berichterstattung, an der Aufmachung, an der Platzierung messen, was ein Randthema ist. Aber natürlich kann ich Themen, über die nicht berichtet wird, auch nicht messen. Umweltschutz war in den 70-er Jahren unwichtig. Mit Tschernobyl wurde das Thema plötzlich bedeutend, auch politisch, und hatte demnach auch eine prominente Platzierung. Da-

Diskussions-, Entstehungs- und Entscheidungsprozess.

Spielt die persönliche Vorliebe, das persönliche Interesse eines Redakteurs bei der Themenauswahl eine Rolle?

KAUFMANN: Nach 20 Jahren in der Branche kann ich sagen, dass der Journalismus harte Egos anzieht oder zumindest verstärkend hervorbringt. Das ist auch ganz notwendig für diesen Job.

Tag ein vorgegebenes Gerüst an Pflichtdingen zu beleuchten. Das betrifft besonders die Nachrichtenagenturen. Wie man Schwerpunkte setzt, ist wieder eine Frage der individuellen Einschätzung. Dann müssen wir nach den vorhandenen Kapazitäten entscheiden. Wir haben zum Beispiel heute den Landtag, die Arbeitsmarktzahlen, noch dieses und jenes. Da habe ich niemanden mehr übrig, der mal ein Thema bearbeiten könnte,

„MEIN JOB IST EINE PERMANENTE REDAKTIONSKONFERENZ.“

nach tauchte es wieder ab. Jetzt, nach 20 Jahren, ist es plötzlich wieder wichtig. Diese Themen werden zentral und degenerieren dann wieder zum Randthema.

Wie viel Zeit verbringen Sie, Herr Krach, damit, abzuwägen, welche Themen in die Zeitung kommen und welche nicht?

KRACH: Ich verbringe den ganzen Tag mit dieser Frage. Von acht Uhr früh bis abends beschäftige ich mich hauptsächlich damit, was ich wie gewichte und was wo in die Zeitung kommt. Es ist ein Ringen, ein

KRACH: Das stimmt. Die persönlichen Erfahrungen spielen eine große Rolle. Deswegen streiten wir ja jeden Tag. In jeder Redaktionskonferenz findet jemand ein Thema besonders spannend. Zum Beispiel hier in München, die neue Bebauung an der Autobahn zur Allianz-Arena. Ein Redakteur fährt dort jeden Tag mit dem Auto vorbei. Deshalb ist das für ihn ein Thema. So banal ist das. Wenn wir in einem anderen Umfeld leben würden, dann würden wir bestimmte Dinge auch anders wahrnehmen.

KAUFMANN: Wir kommen aber nicht daran vorbei, jeden

das nicht so dringend ist. Mein Job ist eine permanente Redaktionskonferenz. Verfolgen, scannen, umschmeißen.

QUIRING: Und auch Politiker setzen Themen auf die Agenda, indem sie Beschlüsse zum richtigen Zeitpunkt fassen. Das ist Ereignismanagement.

RIEDERER: Wir sehen uns auch die anderen Medien an. Die SZ, die FAZ, was sind die Top-Themen in der Bild-Zeitung. Wie andere Medien bestimmte Themen bewerten und wie groß oder klein sie sie fahren, beeinflusst auch die einzelnen Redakteure.



WOLFGANG KRACH,
Chef des Newsdesks der Süddeutschen Zeitung

Dass Medien sich immer stärker aufeinander beziehen, hört man oft. Stimmt das?

KRACH: Ich glaube, für die Agenturen trifft das zu. Die Gewichtung von Themen hat sich verändert. Der Bereich Society, Menschen, Personality ist dort viel größer geworden. Wahrscheinlich fordern wir Agenturkunden das stärker als bisher. Auch die *Süddeutsche* hat jetzt täglich zwei Panorama-Seiten. Wir machen mehr Panorama-Themen aber nicht, weil Agenturen mehr anbieten, sondern weil sie unsere Leser interessieren.



MERCEDES RIEDERER,
Chefredakteurin Hörfunk des
Bayerischen Rundfunks

Die Agenturen haben ihre Berichterstattung jedoch tatsächlich aufgrund dessen, was andere Medien machen, verändert.

land. Hat das auch die Themenvielfalt erweitert?

QUIRING: Es kommen mehr Themen zur Sprache – nur nicht proportional zum Angebot. Special-Interest-Blätter informieren über spezifische Themen wie Psychiatrie, zum Beispiel. Die Themen werden zwar abgedeckt, aber nicht in der Breite und für die Leser nicht so leicht zu erreichen.

Auf der Titelseite der SZ sticht einem heute als Aufmacher al-Sarkawi mit einem Maschinengewehr entgegen, mit der Unterzeile: „Es wird alles noch schlimmer kommen.“ Ganz klein daneben als Spitzmeldung: „Die Wirtschaft zieht an.“ Wie kommt diese Gewichtung zustande, Herr Quiring?

QUIRING: Aufgrund regionaler Relevanz müsste eigentlich die Wirtschaftsmeldung größer gefahren werden. Vor dem Hintergrund der Arbeitslosigkeit bei uns ist das doch eine positive Meldung.

KRACH: Wir haben lange diskutiert. Es kam mehreres zusammen: Die Videobotschaft von Bin Laden, die Bestimmung eines neuen irakischen

KRACH: Man muss abwägen. Mit der Geschichte, die für unsere Leser die größere Relevanz hat, machen wir die Zeitung auf. Das ist ein Kriterium. Andererseits setzen wir



ULRICH KAUFMANN,
stellvertretender Chefredakteur
von dpa Bayern

bewusst Zeichen. Weltweit betrachtet ist der Terror wichtiger als die Prognosen-Änderung für das Wirtschaftswachstum von 1,2 auf 1,8 Prozent.

QUIRING: Es war auch eine Superchance, mit den Bildern aufzumachen und die Leute durch Dramatik zu berühren. Das Bild sieht gut aus – im Vergleich zu einem Diagramm.

RIEDERER: Es gibt an manchen Tagen auch kein zwingendes Topthema. Zum Glück gibt es Unterschiede im Themenset-

die Chance, darüber informiert zu werden.

KRACH: Viele Menschen, die zu Randgruppen gehören, bei aller Fragwürdigkeit dieses Begriffs, haben aber gar nicht die Möglichkeit, sich in Foren oder auf Webseiten auszutauschen oder zu informieren! Ein Mensch in der Psychiatrie zum Beispiel surft nicht im Internet. Und im Altenheim tauscht sich kaum jemand über E-Mail und Internetseiten darüber aus, was dort passiert.

Das bedeutet, dass Sie diese Randthemen nach wie vor für alle ins Blatt nehmen müssen.

KRACH: Stimmt. Das Internet entbindet uns überhaupt nicht von dieser Aufgabe. Zeitung, Hörfunk oder Fernsehen sind die Medien, zu denen sich jeder Zugang verschaffen kann.

Sie alle sprachen davon, dass ein Themen-Konsens herrsche. Werden wir dadurch nicht blind für andere Themen?

RIEDERER: Ich hoffe, dass Sie an der Journalistenschule beides lernen. Der Konsens ist das Hauptgeschäft. Es ist aber wichtig, zu lernen, wie man auf andere Themen kommt – nicht nur, wie man nach üblichen Mechanismen Themen bewertet. Wenn man sich schon an Journalistenschulen einengen würde, wäre das schlecht. Denn durch junge Journalisten bekommen wir Redaktionen neuen Input.

„TERROR IST WICHTIGER ALS WIRTSCHAFTSWACHSTUM.“

QUIRING: Vor allem kleinere Zeitungen übernehmen *dpa*-Geschichten komplett. Medien beziehen Themen aus anderen Medien, das kann man nachweisen. Man nennt das Inter-Media-Agenda-Setting. *SZ* und *BR* haben das nicht nötig. Sie sind eher diejenigen, die Themen setzen. Möglicherweise greift dann die Lokalausgabe der *Nürnberger Nachrichten* das Thema morgen auf, das heute in der *SZ* steht.

Es gibt eine Flut von Nachrichtensendungen, Magazinen und Zeitungen in Deutsch-

Premierministers. Und: Zum ersten Mal zeigt al-Sarkawi sein Gesicht. Erstmals trauen sich Terroristen dort offen, die Amerikaner zu verhöhnen. Die Situation ist außer Kontrolle. Rice und Rumsfeld fliegen am selben Tag dorthin. Es ist dramatisch, dass die Weltgemeinschaft fast fünf Jahre nach dem 11. September keine Antwort auf die Frage gefunden hat, wie wir mit dem Terror umgehen sollen.

Ist die wirtschaftliche Lage im eigenen Land nicht trotzdem bedeutender für die Leser?

ting! Es wäre grässlich, wenn wir alle zu der gleichen Entscheidung kommen würden.

Das heißt, die Selektion an sich ist nicht das Problem, sondern wie selektiert wird?

RIEDERER: Ja. Von den Medien wird erwartet, dass sie die Informationsflut sortieren. Ihre Lotsenfunktion wird immer wichtiger. Aber derjenige, der an einem so genannten Randthema Interesse hat, das vielleicht in dieser Gewichtung nicht vorkommt, hat durch das Internet viel besser als früher



DR. OLIVER QUIRING,
Kommunikationswissenschaftler
an der Ludwig-Maximilians-
Universität München

VERGESSENE HELDEN

Nicht nur Themen, auch Personen können schlagartig aus dem Medienfokus verschwinden. Wir haben vier solcher Kurzzeit-Promis aufgestöbert. Was macht eigentlich...

... DER LAST MAN STANDING

Steven Bradbury (32)

Der australische Eisschnellläufer gewann bei den Olympischen Spielen 2002 als krasser Außenseiter die Goldmedaille. Einer seiner Konkurrenten stürzte kurz vor der Ziellinie und riss dabei alle anderen Favoriten um. Seitdem gibt es in seiner Heimat das Sprichwort „Doing a Bradbury“. Sein 2005 veröffentlichtes Buch „Last Man Standing“ wurde dort zum Bestseller.

... DIE MISS GERMANY 2005

Antonia Schmitz (21)

Modeln will sie auf keinen Fall. Das ist ihr zu kurzlebig. Während ihres Jahres als Miss Germany hat sie ihre Prüfung zur Hotelfachfrau abgelegt und auf die Wahl zur Miss World in China verzichtet: „Es hat mich nicht gereizt, mich da einsperren zu lassen und beim Militär zu fragen, ob ich aufs Klo gehen darf“, sagt sie. Da bewirbt sie sich lieber als Event-Managerin beim WDR.

... DER EX-CONTAINER-INSASSE

Alex Jolig (43)

Bekannt wurde er als der Porschefahrer und Kneipenbesitzer aus dem Big-Brother-Container. Und als der Vater von Jenny Elvers' Sohn. Danach versuchte er sich als Sänger („Ich will nur dich“) und Schauspieler. „In allen meinen Filmen waren bekannte Leute dabei“, sagt er. „Bei ‚Python II‘ spielte Billy Zabka, der Böse aus ‚Karate Kid‘, mit, bei ‚Hyper Sonic‘ Adam Baldwin.“ Als sich vor vier Jahren sein Vater erschoss, verschenkte er seine beiden Lokale an seinen Bruder und stieg in den Motorsport ein. Heute leitet er den Suzuki-Fanclub Jaja-Uma. Deswegen hat er den Porsche gegen einen Suzuki eingetauscht.

... DER Ö LA PALÖMA BOY

Ulrich Ahlers (46)

Auf seinem Klo erinnern eine Gold- und eine Platinscheibe an seine Zeit als sächselnder Ö la Palöma Boy. 1999 wurden er (unten rechts) und sein Freund Claus Holtfoth, 53, von Stefan Raab entdeckt. Die drei verkauften 650 000 Platten. „Wir dachten nicht, dass wir über Platz 200 kommen. Als die Nachfrage kam, dachten wir: Die sind ja total bescheuert!“ Ihre Gesangskarriere endete jäh mit der geflopten Weihnachts-CD. Heute arbeitet Ahlers nach wie vor als Architekt in Freiburg. Holtfoth hat seinen Bademeisterjob wegen der vielen Fans aufgegeben, fährt aber noch Taxi.

Text: MICHAEL BRUNBAUER, MATTHIAS DACHTLER Fotos: GEOFF SLATTERY BOOKS, MISSGERMANY.DE, GERHARD RUDOLPH, BRAINPOOL/TV TOTAL



ANDERE SAITEN AUFZIEHEN!

Wie still ist die leiseste Komposition?

Wie klingt Langsamkeit?

Und warum spielen manche Kontrabassisten
mit fünf statt mit vier Saiten?

Sechs Variationen über Extreme der Musik.

DER DIRIGENT MALT unsichtbare Bilder in die Luft, sagte einmal ein Musiker.
Hier malt Carlos Domínguez-Nieto einen Vierviertel-Takt. Runter, links, rechts, hoch.



Text_DORIT F. BECKER, CAROLIN PIRICH
Fotos_THOMAS KLINGER

Messerstich aus dem Orchestergraben

„Ein Kontrabass ist eher ein Hindernis als ein Instrument.“ Seit Patrick Süskinds „Der Kontrabass“ sind die scheinbaren Leiden des orchestralen Rechtsaußen bekannt: zu groß, zu tief, zu unhandlich. Für den Kontrabassisten Frank Reinecke, 45, vom Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks gilt das nicht. Er liebt sein Instrument. Ihm macht es nichts aus, am Rande des Orchesters und am unteren Rand des Tonumfangs zu spielen. Ganz im Gegenteil: „Ich hatte schon immer eine Affinität zu tiefen Tönen“, sagt er, „denn in tiefen Tönen schwingen die höheren gleich mit.“ Auch deswegen spielt

er einen besonders tiefen Kontrabass. Üblicherweise hat das Instrument vier Saiten. Reineckes Kontrabass hat eine fünfte: die tiefe H-Saite. Die knattert, schwingt tief und vibriert im Bauch. Wenn Reinecke den Wirbel an der Schnecke lockert, dann rutscht der Ton sogar an den untersten Rand des Hörbaren.

Der Ton H in der Musik steht mitunter für den Rand zum Unendlichen, zum Tode und des rational Erklärbaren. In Alban Bergs Oper „Wozzeck“ deuten die Bässe die nahende Katastrophe an. Wozzeck sticht Marie mit dem Messer nieder. Der Messerstich klingt im Pizzicato tief von unten aus dem Orchestergraben – auf dem Subkontra-H. In

Johann Sebastian Bachs „h-Moll Messe“ könnte die Tonart h-Moll gleich ganz für den Tod stehen. In der natürlichen Tonart C-Dur ist H der letzte und siebte Ton. Er steht am Ende der Tonalität. Danach schließt sich der Kreis.

Andere Kontrabassisten ziehen als zusätzliche Saite nicht eine tiefe, sondern eine hohe auf: Die C-Saite. Damit schwingt sich der Kontrabass in die Höhen einer Bratsche. Der Musiker Renaud Garcia-Fons ist einer der wenigen Kontrabassisten, die auf einer fünften, hohen Saite spielen. Er reizt die Tonspanne des Instruments bis an den oberen Rand aus. Damit führt er den Kontrabass aus seiner Existenz im Schattendasein des Orchesters heraus ins solistische Rampenlicht. Von klassischen Stücken über Flamenco bis zu afrikanischer, arabischer und zeitgenössischer Musik bringt Garcia-Fons den Bass zum Singen. Gattungsgrenzen interessieren ihn nicht. „In meinen Träumen ist der Kontrabass ein universales Instrument“, sagt er. „Es gibt keine Grenzen von Stil und Ausdruck. Ich will zeigen, was man mit dem Bass noch alles machen kann, vielleicht noch nie Gehörtes.“

Himmlischer als das Weib

„Wie in allen Gemeinden der Heiligen sollen die Frauen schweigen in der Gemeindeversammlung“, so steht es im Neuen Testament. Damit konnte die Kirche nicht nur begründen, dass Frauen keine Priesterinnen werden durften. Auch in der Musik musste man auf Frauenstimmen verzichten. Also nahm man Knaben. Solange sie noch klein waren, sangen sie gar himmlischer als das Weib. Je höher die Stimme, desto näher am Himmel. Doch mit dem Stimmbruch kam das Ende der Herrlichkeit. Was tun? Kastrieren.

Der Kehlkopf des jungen Mannes wuchs nicht mehr mit, der Körper und die Organe schon. So hatte man eine männliche Lunge und einen kindlichen Kehlkopf. Lange, hohe Partien: kein Problem. Im 20. Jahrhundert starben die singenden Eunuchen aus. Kein Mann war mehr bereit, sich seiner Zeugungskraft berauben zu lassen. Alessandro Moreschi, der 1922 starb, ist der einzige Kastrat, von dem es Tonaufnahmen gibt. Er war wohl trotzdem nicht der letzte. Noch in den 60-er Jahren, unter Papst Paul VI., hat angeblich ein gewisser Domenico Mancini als Kastrat in der Sixtinischen Kapelle gesungen. Heute gibt es dafür Contratenöre. Sie singen im Falsett, was Männer manchmal tun, wenn sie mit einem Kind sprechen. Kastrieren muss nicht mehr sein.

Blutrauschen im Wohnzimmer

Extrem leise ist John Cages Werk „4'33" (Tacet)“. In der Uraufführung 1952 zeigte der Pianist David Tudor Anfang und Ende des Stückes durch das Öffnen und Schließen des Klavierdeckels an. Dazwischen vier Minuten und 33 Sekunden Nichts. Stille. Das eigene Blutrauschen mischt sich mit Husten, Rascheln und Ungeduld. Das Publikum gestaltet die Komposition mit. Klänge und Geräusche im Konzertsaal werden gleichberechtigt.

Die Grenzen der Musik zu zeigen, das war das Ziel von John Cage, Komponist und „Erfinder des Schöpferischen“, wie ihn sein Lehrer Arnold Schönberg bezeich-

nete. Cage erweiterte die Musik. Er präparierte Klaviersaiten mit Holz, Metall und Papier und verfremdete den Klang des Möbels aus dem Bildungsbürger-Wohnzimmer. Er komponierte mithilfe von Würfeln und vermied lineare Zusammenhänge, die die europäische Musik bestimmten. Auf seine Partituren zeichnete er teilweise nur Punkte und Striche. Der Musiker nimmt sie als Vorschlag für sein Spiel – und wird somit dem Komponisten gleichgestellt.

Hörbare Langsamkeit

Über ein Jahr dauerte der erste Klang des längsten Musikstücks der Welt. 639 Jahre wird die gesamte Aufführung umspannen – vorausgesetzt, es gibt Frieden und jemanden, der alle paar Monate oder Jahre einen anderen Ton anschlägt. Und solange das Instrument steht, auf der John Cages Stück „Organ/ASLSP (As slow as possible)“ durch die Pfeifen geblasen wird. Die Orgel befindet sich in der Sankt-Buchardi-Kirche in Halberstadt. Am 5. September 2001, neun Jahre nach Cages Tod, begann die Aufführung. Wenn alles funktioniert, haucht die Orgel den letzten Ton am 5. September 2640 aus – das eingestrichene Es. Musik war bislang flüchtig, so schnell verschwunden, wie sie gehört wird. Der Geiger setzt den Bogen ab, der Pianist hebt den Finger von den Tasten, den Fuß vom Pedal – weg ist der Ton. Bis zu Cages Idee und ihrer Umsetzung: Der durchkomponierte Klang rückt an den Rand der Beständigkeit.

Seit dem 5. Mai 2006 ist, nach dem drängenden Gis-H-Akkord vom Januar, das in der Oktav verdoppelte E zu hören. Eine Wohltat. Ein leerer, meditativer, nicht einmal mehr harmonisch zu nennender Klang bis zum 5. Juli 2008. Der Wechsel zum schmerzenden C-As wird nicht einmal eine Sekunde dauern. Seine Wirkung wird sich vielleicht für immer ins Gedächtnis einbrennen. Langsamkeit ist hörbar. Langsam ist: So langsam wie möglich.

Solo für den Chef

Was ist die Gemeinsamkeit zwischen einem Dirigenten und einem Kondom? Mit ist sicherer, ohne ist schöner! Witze über Musiker gibt es unzählige. Gerade Dirigenten sind eine willkommene Zielscheibe. Unter Musikern gilt die Devise, von der musikalischen Interpretation verstehe man selbst ja sowieso mehr als der Dirigent. Sein Job bestehe lediglich im Takt-Schlagen.

Der Dirigent steht am Rande des Orchesters und hält die Musiker zusammen. Sein Instrument ist das Orchester. Ohne die vielen Musiker bliebe der Dirigent stumm. Vielleicht schrieb der Komponist Dieter Schnebel 1962 auch deshalb das Solo-Dirigentenstück „Nostalgie“, aus dem Mauricio Kagel 1967 einen Film mit dem Titel „Solo“ machte. Die Einsamkeit des Dirigenten bleibt ein Thema. Der belgische Komponist Thierry de Mey konzertierte 2004 sein „Pièce musicale pour un chef solo“. Ein Stück für den Chef des Orchesters ganz allein, ohne Instrumentalisten. Da dreht sich der Dirigent zum Publikum, lauscht seinem Herzschlag und zeigt immer komplexer werdende Rhythmen an. Er dirigiert eine imaginäre Musik.

Krachende Akkorde

Schweißtreibende Läufe, krachende Akkorde, emotionale Verausgabung – am Ende fällt der Kopf des Pianisten mit einem dumpfen Schlag auf den Boden. David Helfgotts Musikerleben inspirierte Scott Hick zum Oscar-gekrönten Film „Shine“. Helfgott leidet an einer schizoaffektiven Störung und musste daher seine Pianistenlaufbahn zeitweise unterbrechen. Im Film ist das dritte Klavierkonzert von Sergej Rachmaninoff Auslöser seines Nervenzusammenbruchs.

So viele Noten, irrsinnig schnelle Läufe. Das Papier ist schwarz, die Finger wund. Was in der Fiktion im Wahnsinn endet, wird in der Realität eher verharmlost. Zugeben würde kaum ein Musiker, dass ein Stück so schwer sein könnte, dass es ihn zur Verzweiflung bringt. Ein Profi verzweifelt nie. Jedenfalls nicht öffentlich. Der Schlagzeuger Philipp Jungk, 28, spricht aus Erfahrung:

„Man übt so lange, bis man es kann.“ Aber Schlagzeuger gelten ohnehin als die gelassensten Musiker. Sie entladen ihre Aggressionen, wenn sie sich auf Vibraphonen, Trommeln oder Gongs austoben. So schnell lassen sie sich nicht an den Rand des Wahnsinns treiben.

Viele Zeitgenossen komponieren Passagen, die Musiker oft verzweifeln lassen, vielleicht mit nicht ganz so drastischen Folgen wie bei Helfgott. Dabei wollen die Komponisten mit heute noch unspielbar hohen oder schnellen Tönen über das bisher Bekannte hinausweisen und die Ränder der Musik dehnen. Helmut Lachenmann etwa, Wolfgang Rihm oder Richard Barrett. Da greift sich mancher Musiker an den Kopf und denkt wie Patrick Süskinds Kontrabassist über Wagners „Walküre“: „Von den Noten, die dastehen, spielen wir vielleicht fünfzig Prozent. In dieser rasenden Geschwindigkeit! Vollkommen unspielbar! Man wischt es halt hin.“ ■

„DANN ÜBT MAN
HALT SO LANGE, BIS
MAN ES KANN.“

IHN BRINGT NICHTS so schnell zur Verzweiflung: Philipp Jungk am Vibraphon.

REISEZIEL ALDI

Weil Alkohol in ihrem Land sehr teuer ist, fahren viele Schweden zum Schnapskauf nach Rügen. Kistenweise kaufen sie dort Wein und Wodka. Um Geld zu sparen, nehmen sie die Strapazen eines Einkaufsmarathons gerne auf sich. Noch.

Text_CAROLIN JENKNER Foto_WOLF SCHMIDT

Karin und Bert Svensson kennen den Weg vom Sassnitzer Fährhafen an auswendig. Sie hören nicht zu, als Busfahrer Anders Nordström per Lautsprecher den Rügener Wald mit seinen blühenden Maiglöckchen preist. Karin Svensson schaut aus dem Fenster und gähnt. Um 2.30 Uhr sind sie und ihr Mann an diesem Mittwochmorgen aufgestanden, um mit 31 anderen Rentnern aus dem Pensionärsklub SPF Ryd von Südschweden mit der Fähre nach Rügen zu schippen. Nicht etwa zu den Kreidefelsen – die Rentner fahren zu Real und Aldi.

Um 12.28 Uhr biegt der Bus in die Einfahrt zum Real-Markt in Bergen ab. „Hjärtlig välkommen“ steht in blauer Schrift auf dem großen weißen Werbeschild. Herzlich willkommen, das sind die Schweden hier wirklich. Es geht um Umsatz und Arbeitsplätze.

Mit einem Einkaufswagen pro Person strömen die schwedischen Rentner in den Supermarkt. Die Filiale in Bergen hat die Getränke gleich am Eingang aufgebaut. Auf Europaletten stapeln sich Sechserkartons Wodka Jelzin neben Charles House Scotch Whiskey für 5,99 Euro pro 0,7-Liter-Flasche. Gegenüber türmen sich Drei-Liter-Kartons mit chilenischem Merlot für 8,99 Euro. In keiner anderen deutschen Real-Filiale wird Hochprozentiges kistenweise angeboten. In Bergen lohnt es sich: In einem der Einkaufswagen des Ehepaars Svensson liegen bereits zwei Kisten Wodka und ein Weinkarton. „In Schweden würden wir das Dreifache zahlen, deswegen fahren wir zwei Mal im Jahr nach Rügen“, sagt Karin Svensson. Daheim kann sie Getränke mit einem Alkoholanteil von über 3,5 Prozent nur im Systembolaget kaufen – dem staatlichen Alkoholgeschäft mit Handelsmonopol.

„Do you like Cocktails?“, fragt Grit Weiß und reicht einem Schweden mit Cowboyhut und Rauschebart ein Plastikglas mit einer orangefarbenen Flüssigkeit. Der Mann leert das Glas und geht weiter. „Die

Schweden lassen sich erst immer bis zum Umfallen einschenken, bevor sie etwas kaufen“, erzählt Weiß. Die Promoterin einer Schnapsfirma ist aber froh, dass sie kommen. „Heute morgen als die ersten Reisegruppen kamen, habe ich in einer Stunde so viel verkauft wie gestern den ganzen Tag.“ Sie hofft, dass die Skandinavier noch lange ihren Schnapsvorrat auf Rügen aufstocken.

Auch Roland Glawe, Geschäftsleiter der Rügener Real-Filiale, profitiert von den Schweden: „Eine Durchschnittsfiliale setzt 13 Prozent mit Getränken um, bei uns sind es 35“, erzählt er. 760 Reisebusse sind im vergangenen Jahr gekommen, und zusätzlich die Schweden, die mit dem eigenen Auto anreisen. Um den Ansturm bewältigen zu können, hat Glawe 18 zusätzliche Teilzeitkräfte eingestellt. Die wird er aber nur halten können, wenn die schwedische Regierung die Alkoholsteuer nicht senkt. „Bis 2008 wird daran nicht gerührt. Das hat die schwedische Regierung versprochen“, sagt Glawe. Doch eine Steuersenkung wird immer wahrscheinlicher: Die Schweden kaufen nur noch 37 Prozent ihres Alkoholbedarfs im Systembolaget, den Rest im Ausland – dem schwedischen Staat entgehen dadurch jedes Jahr Steuern in Millionenhöhe.

An der Kasse müssen die Svenssons nicht lange warten – die Weinkartons kann die Kassiererin schnell über den Scanner ziehen. Und sie haben ohnehin nur Alkoholisches auf dem Fließband liegen. Mit einer Summe von 279,81 Euro liegen sie gut im Schnitt.

Kjell Johannsson, der Schwede mit dem Cowboyhut, hat sich für ein paar Flaschen Sauren von Grit Weiß entschieden. Und für knapp 20 Kisten Wodka und Whiskey. 479,52 Euro zeigt das Display an der Kasse an. Dabei sind die Schweden laut Statistik mit 10,8 Litern reinem Alkohol pro Person über 15 Jahren das Volk mit dem geringsten Alkoholkonsum in Europa. Ob nur der Alkohol eingerechnet ist, der in



FÜR SCHWEDISCHE TOURISTEN gibt es das Dosenbier im Rügener Real pfandfrei. Auf einer eintägigen Schnapsfahrt gibt jeder Schwede ein paar hundert Euro für Alkohol aus.



Schweden gekauft wird, geht aus der Statistik nicht hervor. „Das ist ja auch nicht für mich“, sagt Kjell, „sondern für die Abiturfeier meiner Tochter.“ Wie viele Leute den Alkohol für knapp 500 Euro trinken sollen, verrät er nicht.

Stattdessen geht er in den Teil des Ladens, den nur Skandinavier betreten dürfen. Eine schwedische Flagge hängt neben der Aufschrift „Pantfritt burköl“ – pfandfreies Dosenbier. Der Real auf Rügen kann bei den Schweden auf die 25 Cent Pfand pro Dose verzichten, weil er sie eine Ausfuhrbescheinigung unterschreiben lässt. Die fünf Paletten Carlsberg, die Kjell Johansson auf den Wagen gehievt hat, werden noch am selben Tag exportiert. Der Müll entsteht in Schweden – da hat der deutsche Staat nichts dagegen.

Vor dem Laderaum des Busses beginnt das große Packen. Flaschen werden in Reisetaschen und Koffer umgefüllt. Busfahrer Anders Nordström verteilt Marmeladen-Etiketten, die, mit Namen beschriftet, auf Whiskeykisten geklebt werden. In einem kleinen Anhänger hat der Bus noch mal Platz für eine Tonne Gepäck. Jeder Teilnehmer darf 75 Kilogramm mitnehmen. „Heute geht auch mehr“, sagt Anders Nordström, „der Bus ist ja nicht ganz voll.“ Vor ein paar Jahren sind die strengen Einfuhrbestimmungen für Schweden gefallen. Importiert werden darf „für den eigenen Bedarf“. Und der kann die 75 Kilo locker überschreiten.

Um 15.30 Uhr geht es weiter nach Sassnitz. Kjell Johansson sitzt hinten auf der Fünferbank und schüttet sich und zwei Freunden Wodka in den Kaffeebecher. „Im 17. Jahrhundert gehörte Rügen noch zu Schweden“, sagt er, „Prost!“ Als der Bus in einer unsanierten Plattenbausiedlung auf dem Aldi-Parkplatz hält, ist der Kaffee leer – die Wodkaflasche auch. Extrem-Shopping Teil zwei. Die Einkaufswagen füllen sich mit Mümmelmann Jagdbitter und Aquavit. Das Ehepaar Svensson kauft auch Lippenstifte, Instant-Zitronentee, Schinken, Bananen und Kabanossi. Eine weißhaarige Schwedin füllt ihren Karton mit Heringsfilet-Dosen. „Der deutsche Hering schmeckt auch gut“, sagt sie, „und er ist billiger als der schwedische.“ Noch einmal um die 50 Euro gibt jedes Paar bei Aldi aus. „Das lohnt sich. Bei den niedrigen Preisen haben wir die 50 Euro für die Reise längst wieder raus“, sagt Bert Svensson.

Erst kurz nach Mitternacht werden er und seine Frau wieder zu Hause sein und ihre Schnapstruhe auffüllen. „Wenn sie leer ist, kommen wir wieder“, sagt Bert Svensson. ■



DAS GEFÄNGNIS DES MONSIEUR BOFILL

In der Banlieue von Paris wollte ein ehrgeiziger Architekt den sozial Schwachen einen Palast bauen. Dabei vergaß er allerdings, dass dort auch Menschen leben müssen. Ein Besuch im Un-Ort Abraxas.

Text_ JOHANNES HONSELL
Fotos_ THOMAS KLINGER

DEN KINDERN VON
Abraxas gefällt das
Leben in Bofills
skurrilem Steinbau.
Die meisten ihrer
Eltern würden gern
woanders wohnen.

Sidi kennt die Geschichten, die passieren, seit der Architekt weg ist. „Wenn Leute deprimiert sind oder durchdrehen, kommen sie hier rauf und springen“, sagt der junge, dunkelhäutige Mann und tritt einen Schritt vom Abgrund zurück. Er steht auf einer Brücke, die sich in 50 Metern Höhe zwischen zwei Gebäudekomplexen spannt. Das Geländer geht Sidi nur bis zur Hüfte. „Seit ich klein bin, springen sie, schlagen unten auf und dann: Adieu la vie“ – auf Wiedersehen, Leben. Die Brücke, auf der Sidi steht, gehört zu den Espaces d’Abraxas, einem Ensemble grau- und ockerfarbener Betonkolosse, dreißig Autominuten vom Pariser Zentrum entfernt. 1800 Menschen leben hier. Der Star-Architekt Ricardo Bofill hat den monumentalen Sozialbau 1982 errichtet. Kein normaler Wohnblock sollte es sein, keine dieser anonymen Schlafstätten der Banlieue. Sondern ein Palast für die Armen, der seine Bewohner erheben sollte. Selbstvertrauen und Stolz vom Reißbrett.

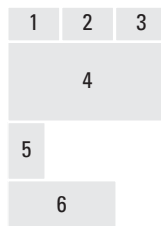
„Palast“ hat Sidi sein Zuhause noch nie genannt. Von der Balustrade, an der er steht, öffnet sich der Blick auf ein absurdes Theater in Stein. Säulen – so hoch wie ein mehrstöckiges Haus – schirmen die Fassaden, ohne sie zu stützen. Verwinkelte Durchgänge führen über ein Labyrinth von Treppen und Galerien zu den Wohnungen. Auf den Balkonen, die sich in luftiger Höhe an die Mauern klammern, zeugen nur ein paar Gartenstühle und Blumenkästen davon, dass hier tatsächlich Menschen leben. Unten im Hof steht ein Triumphbogen, kaum kleiner als sein berühmtes Pendant in Paris. Davor drei terrassenartige Halbkreise, mit Gras bewachsen. Es ist niemand zu sehen.

„Ich lebe hier, seit ich Krabbeln gelernt habe“, sagt Sidi. Er spricht im Jargon der Vorstadtjugend aus den ärmeren Banlieues, bei dem jedes zweite Wort im Redefluss verschütt geht. Seinen MP3-Player hat er sich um den Hals gehängt, aus den Kopfhörern dringt Hip Hop. Daran, dass die Menschen springen, ist das Gebäude nicht schuld. Eher schon die ärmlichen





„VIELE FRANZOSEN, DIE HIER EINZOGEN, SIND INZWISCHEN WEG.“



(1) Eric Coirier und seine Frau auf ihrem Balkon im 18. Stock. Labyrinth aus Treppen und Durchgängen versperrt die Sicht. (2) Sidi (li.) lebt seit der Geburt in Abraxas. (3) Einst ockerfarben, nun grau: Bofills Betonwüste. (4) Ein Parkhaus versperrt den Weg zur Stadt. (5) Armut, maskiert: Die Säulen haben keine tragende Funktion. (6) Logen für die Armen, zum Ruhme des Architekten.



Verhältnisse, in denen viele Menschen hier leben. Aber Bofills Bau legt denen, die springen wollen, auch keine Steine in den Weg, keine Gitter und keine Barrieren. „Was hier fehlt“, sagt Sidi, „ist Sicherheit.“

Abraxas liegt in der Banlieue-Stadt Noisy-le-Grand. Die Urbanisten nennen sie „Edge City“, weil sie genau auf der Grenze von zwei Départements liegt. Administrativ betrachtet gehört sie zur Problem-Banlieue Seine-Saint-Denis, wo im November 2005 die Jugendunruhen am heftigsten tobten. Sie liegt aber auch am Rand von Seine-et-Marne und der Retortenstadt Marne-la-Vallée, die in den 70-ern aus dem Boden gestampft wurde, um den Zuzug nach Paris einzudämmen. Würdigere Sozialwohnungen wollte man dort bauen, zum Wohle der Bewohner, und zum Ruhme der Politiker. In Ricardo Bofill fand man einen Architekten, der diese Idee auf seine Weise in Beton goss. Das Resultat wirkt innen wegen seiner monumentalen Wucht abweisend und leer. Außen sieht es wie eine Festung aus. Oder wie ein Gefängnis.

Eric Coirier wohnt in einer der obersten Zellen. Seine Frau und er sind vor 23 Jahren in eine Wohnung im 18. Stock eingezogen, kurz nach der Fertigstellung des Gebäudes. „Wir wollten damals hierher kommen“, sagt Coirier freundlich und in makellosem Deutsch, das er an der Uni gelernt hat. Die Coiriers sind Teil einer Minderheit, denn sie sind Franzosen, und sie haben ihre Wohnung gekauft. Die meisten hier stammen aus Afrika oder aus Asien, und sie sind Mieter, vom Staat unterstützt. „Viele Franzosen, die mit uns einzogen, sind inzwischen weg“, erzählt Coirier. „Es hat eine Verarmung der Bewohner stattgefunden.“ Er ist geblieben, wegen der Nähe zu Paris, und weil seine Firma ihn nicht aufs Land versetzen wollte. Mit den Jahren sind die vier klein geschnittenen Zimmer zu eng geworden für all die Dinge, die Coirier und seine Frau von ihren Reisen mitgebracht haben. Dutzende Fotos an der Wand, vollgestellte Eckregale. Von seinem Balkon aus kann Coirier in der Ferne sogar den Eiffelturm erkennen. Dafür muss er sich allerdings bücken, um unter den Betonbrücken hindurchsehen zu können.

Die Menschen, die weiter unten wohnen, sehen nur Beton. „Da oben, das sind die Fenster zum Bad“, sagt Stadtplanerin Véronique Delpy und deutet auf ein kaum zu erkennendes Quadrat in der Wand. „Von dort hat man Sicht auf – die Mauer. Bravo Monsieur Bofill! Man sieht, dass er nie gekommen ist, um hier mal zu wohnen.“ Die



zierliche Frau arbeitet im Rathaus von Noisy-le-Grand. Bei einem Rundgang durch Abraxas macht sie keinen Hehl aus ihrer Abneigung gegen Bofills Bau. „Die Polizei kann diesen Ort nicht sichern“, sagt sie und marschiert in die Haupthalle, die nach beiden Seiten hin offen ist. Auch sie durchziehen, in fünf Metern Höhe, Wandelgänge aus Beton. Von dort oben

warfen Ende der 90-er Jugendbanden Einkaufswagen und Sandsäcke auf die Gendarmen. Gefängnisrevolte.

Sidi spricht nicht darüber, wie es war, hier aufzuwachsen. Stattdessen erzählt er vom eisigen Wind, gegen den es in Abraxas kaum Schutz gibt. Von den überlasteten Aufzügen, in denen er stecken bleibt, mehrmals im Monat und oft stundenlang. Dabei ist es keineswegs so, dass ihm das Gebäude nicht gefiele. „Hier ist alles bis auf den Millime-



„DIE POLIZEI KANN DIESEN ORT NICHT SICHERN.“

ter abgemessen. Von außen ist das formidabel.“ Darin zu wohnen, ist eine andere Sache. „Il faut y vivre“, sagt Sidi dazu nur knapp – man muss hier leben.

Auch Eric Coirier leidet unter dem eisigen Nordwind, der im Winter die Menschen in ihre Wohnungen treibt. Doch konnte er zumindest innen für Wärme sorgen, indem er die marode Heizung austauschte. Die meisten, die hier leben, können sich das nicht leisten. Also stopfen sie die Ritzen mit Decken zu. Coiriers Wohnung unter dem Dach hat niedrige Wände, doch in vielen anderen Wohnungen sind die Räume wegen der monumentalen Bauform von Abraxas vier bis fünf Meter hoch. Manche Bewohner bezahlen 300 Euro Heizkosten pro Monat. Für 30 Quadratmeter. Coirier kennt diese Probleme. Er ist nicht glücklich über die Architektur. „Alles ist viel zu parzelliert, jeder zieht sich in seine Einheit zurück“, sagt er. Man begegnet

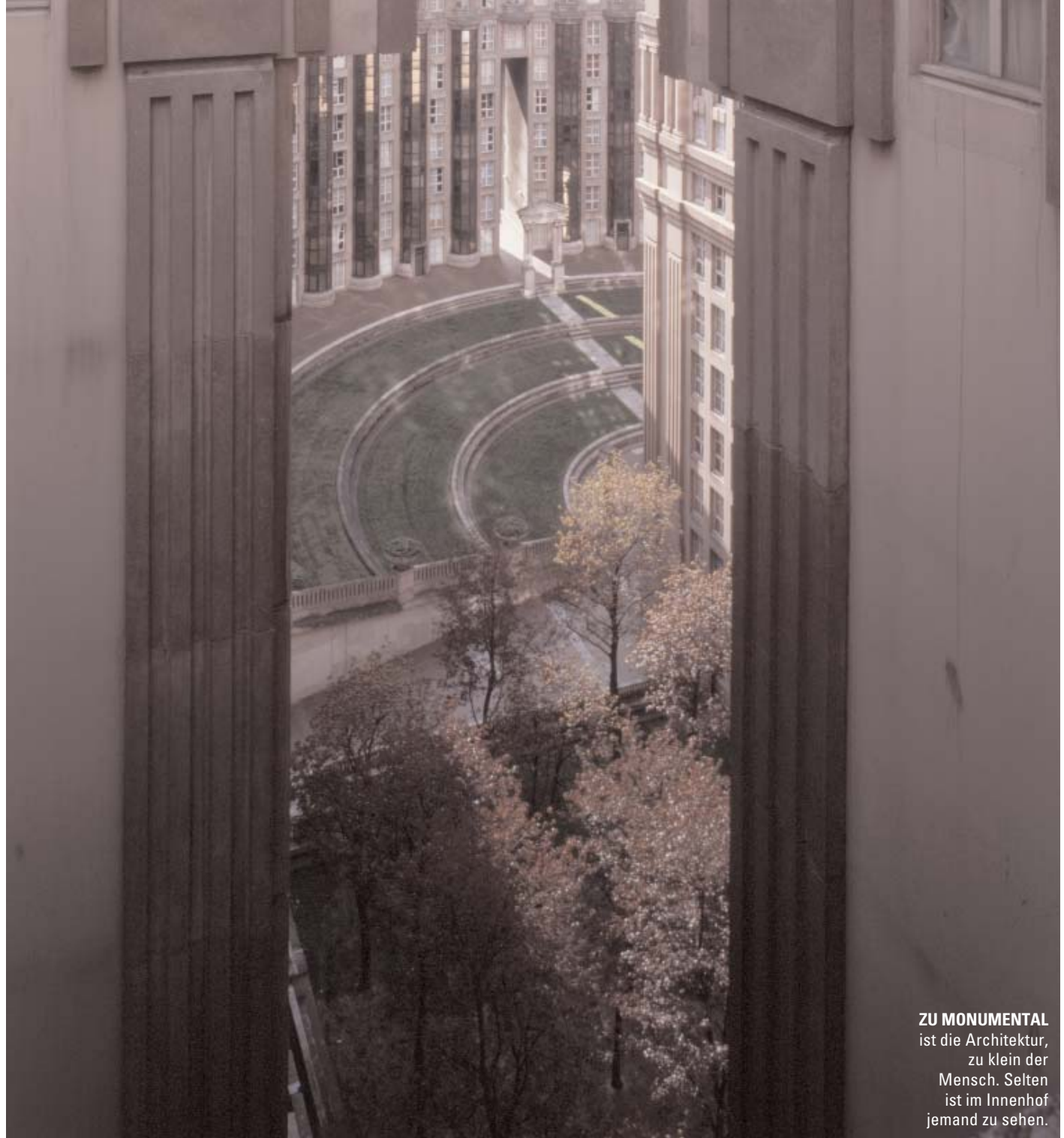
sich höchstens in der Haupthalle, wo sich am Nachmittag die gelangweilten Jugendlichen sammeln, für die Paris und das Umland keine Arbeit haben.

Auch Sidi hängt dort tagsüber oft mit Freunden ab. Nachts fährt er nach Paris, in die Stadt der Träume, um dort zu kellnern. Im Morgengrauen kehrt er zurück nach Abraxas. „Einmal hat sich einer hier im Gebäude verirrt, und der hat mich dann gefragt: ‚Wie heißt dieses Gefängnis hier?‘“, erzählt Sidi und lacht so herzlich, dass Abraxas für einen Augenblick seine Kälte verliert. In solchen Momenten wirkt der Ort menschlicher. Wenn man auf Coiriers Balkon steht, auf dem seine Frau Veilchen und Oleander gegen das Grau gesetzt hat. Oder den rund vierzig Kindern auf dem Spielplatz zusieht, deren fröhliches Kreischen Abraxas wie ein Trichter in den Himmel leitet. Dann blitzt Leben auf in den Steinfluchten.

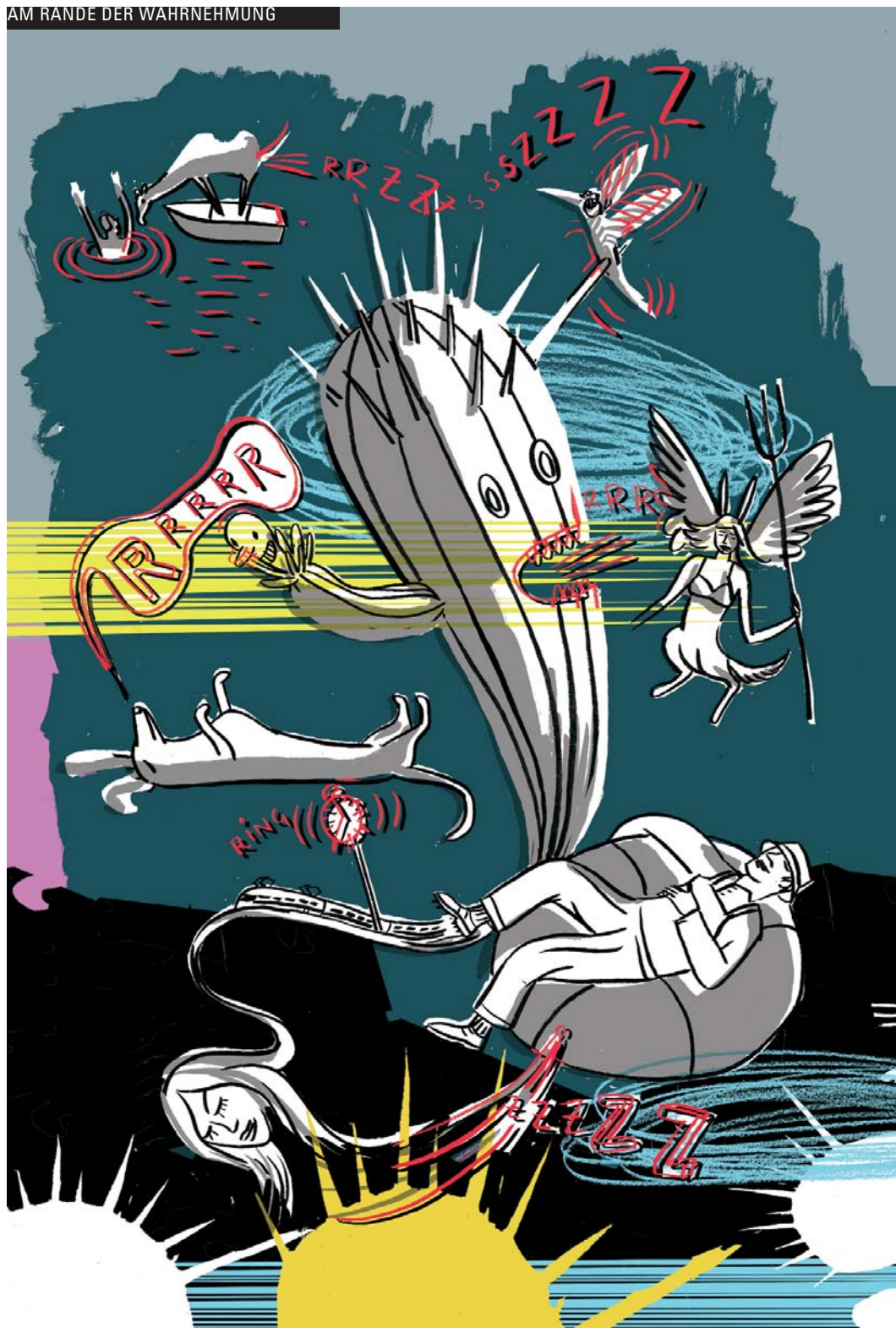
Vom Leben der Stadt allerdings ist Abraxas abgeschnitten. An drei Seiten schnürt eine breite Straße das Gebäude ein. An der vierten Seite blockieren ein Parkhaus und leerstehende Büros den Zugang. Wer in Abraxas wohnt, muss auf dem Weg zur S-Bahn durch das Parkhaus. Von dessen Dach war eigentlich eine Fußgängerrampe hinunter zu Bofills Bau geplant. Doch es fehlte das Geld, und so flankieren ein paar Buchsbäumchen und Bodenmarkierungen auf dem Parkhausdach einen Weg auf Abraxas zu, der drei Meter vor dem Gebäude aufhört.

Die Stadt würde Abraxas gerne los werden. Stadtplanerin Delpy lacht verschmitzt, als sie die Gigantomanie der Befreiungsaktion schildert: Das benachbarte Parkhaus und die Büros könnten abgerissen werden, um eine große Fußgängerachse vom Stadtzentrum zu Abraxas zu schaffen. Auch Bofills Bau selbst könnte in Teilen abgerissen werden. „Durch die Umgestaltung könnte man das Stadtzentrum wieder sehen“, sagt Delpy. Doch dass es dazu kommt, ist unwahrscheinlich. Die Stadt kann darüber nicht allein entscheiden. Auch die Vermieter und die Regionalverwaltung müssten zustimmen. Außerdem wäre es ein Tabubruch: Hand an den großen Bofill legen? Delpy lacht. Sie würde am liebsten noch weiter gehen und Abraxas ganz dem Erdboden gleichmachen.

Eric Coirier würde dann wohl endlich aufs Land ziehen. Sidi würde eine andere Sozialwohnung finden, vielleicht im benachbarten Viertel Pavé Neuf, wo die Menschen noch ärmer sind. Wahrscheinlich aber bleibt alles wie es ist. Il faut y vivre. ■



ZU MONUMENTAL
ist die Architektur,
zu klein der
Mensch. Selten
ist im Innenhof
jemand zu sehen.



„TRÄUME KANN MAN STEUERN“

Michael Wiegand erforscht, was zwischen Wachen und Schlafen passiert. Klartext sprach mit ihm über das Einschlafen als Quelle der Inspiration, den perfekten Wecker und wie man ganz sicher von Heidi Klum träumt.

// Herr Wiegand, können Sie sich noch an Ihren Traum von letzter Nacht erinnern?

// Ich weiß, dass ich etwas geträumt habe. Aber ich weiß nicht mehr was. Im Urlaub konnte ich mich besser erinnern. Aber jetzt ist es morgens zu hektisch.

// Warum erinnern sich manche Menschen an ihre Träume und andere nicht?

// Das weiß man nicht. Dieser Zwiespalt ist ein uralter Befund, den schon Traumforscher vor Freud kannten. Die Leute, die Träume für sehr wichtig halten, sind meist auch die besseren Erinnerer. Wer Träume nur für Schäume hält, erinnert sich selten. Eigentlich ist die einzige Chance, sich zu erinnern, direkt nach dem Traum aufzuwachen.

// Und was sagen Sie denen, die behaupten, überhaupt nicht zu träumen?

// Denen sage ich: Kommt mal zu mir ins Schlaflabor und ich wecke euch aus einer REM-Phase auf. Ich wette um einen Kiste Champagner, dass ihr träumt.

// REM-Phase?

// Der Schlaf besteht aus verschiedenen Phasen. Der erholsame Schlaf ist der Tiefschlaf, der ist völlig traumlos. Und der Schlaf mit dem intensivsten Traumgeschehen ist der REM-Schlaf. Der tritt ungefähr alle 90 Minuten auf und dauert 10 bis 20 Minuten.

// Warum träumen wir?

// Die wesentliche Funktion von Träumen scheint die Verfestigung von Gedächtnisinhalten zu sein. Das ist eine Art Offline-Verarbeitung. Tagsüber sind wir dauernd online. Man sammelt, man hört, man registriert. Nachts sind wir abgeschnitten von den Sinnesindrücken. Dann werden wichtige Informationen gespeichert.

Die unnötigen hingegen löscht das Gehirn.

// **Keine tiefere Bedeutung?**
// Ob man versucht, die tiefere Bedeutung von Träumen für sich herauszufinden und zum Analytiker auf die Couch geht, ist Geschmackssache. Ich glaube, es gibt unterschiedliche Träume. Manche sind sicher stark motiviert von unterbewussten Wünschen. Andere sind trivial und nicht besonders bemerkenswert.

// **Was passiert physiologisch im Kopf, wenn man träumt?**
// Im Traum ist die Hirnrinde, wo das bewusste Erleben stattfindet, ziemlich aktiv. Vor allem im optischen Bereich. Frappierend ist auch, dass das limbische System, das für das Verarbeiten von Gefühlen zuständig ist, erheblich aktiver ist als im Wachzustand. Völlig abgeschaltet ist das Frontalhirn, der Bereich, in dem vernünftige Entscheidungen getroffen werden.

// **Und was nimmt man im Schlaf von der Realität wahr?**
// Bewusst wahrgenommen wird nichts. Aber Sinneseindrücke dringen natürlich ein, vor allem über die Ohren. Lange bevor ein Reiz den Menschen aufwecken kann, wird er durch eine Gegensteuerung aufgefangen. Manchmal kommt es vor, dass wir das Klingeln des Weckers geschickt in einen gerade laufenden Traum einbauen.

// **Das funktioniert bei Schlafwandlern wohl besonders gut.**
// Es ist so: Beim Schlafwandeln erwacht ein Teil des Gehirns – der andere schläft weiter. Häufig passiert das bei Kindern, meistens wird es aber gar nicht bemerkt. Die Betroffenen träumen nicht, sondern bleiben im Tiefschlaf. Aber die Motorik wird aktiviert. Wenn

Sie einen Schlafwandler wecken, ist der völlig verduzt und peinlich berührt. Aber er weiß von nichts.

// **Im Volksmund gibt es die Redewendung von der schlafwandlerischen Sicherheit. Stürzen Schlafwandler wirklich so selten aus dem Fenster?**
// Im Gegenteil. Das passiert ganz oft und ist eine der größten Gefahren für Schlafwandler: Sie fallen aus dem Fenster, die Treppe hinunter, laufen durch Glasscheiben. Die Statistik unterstützt die Vermutung von der schlafwandlerischen Sicherheit nicht.

// **Was genau passiert mit dem Körper, wenn wir einschlafen?**
// Der Schlaf spielt sich im Wesentlichen im Gehirn ab. Er wird schon ein paar Stunden vorher vorbereitet, wenn der Körper nach Einbruch der Dunkelheit Melatonin ausgeschüttet. Das Hormon stimmt den Körper ganz allmählich auf das Schlafen ein, und man wird langsam müde. Im Moment des Einschlafens ändert sich dann alles ganz schnell. Das Gehirn geht plötzlich vom Wach- in den Schlafzustand.

// **Von Leonardo da Vinci weiß man, dass er immer wieder versuchte, die Nahtstelle zwischen Wachen und Schlafen kreativ zu nutzen.**
// Stimmt. Da Vinci hat mehrere Ziele verfolgt. Durch ein Muster von Kurzschlafepisodes wollte er seine Gesamtschlafdauer verkürzen. So konnte er auch besonders oft den Einschlafvorgang wiederholen, weil er diesen für eine besondere Quelle der Inspiration hielt. Auch die Surrealisten haben das Einschlafen kultiviert. In deren Bildern finden sich sehr viele Elemente, die sich zwischen Tag und Traum befinden. Allerdings ist dieser Bereich überhaupt

nicht wissenschaftlich untersucht.

// **Ob Da Vinci dafür wie viele andere auch Probleme mit dem Aufstehen gehabt hat, weiß man leider nicht. Woran liegt es, dass man sich an manchen Tagen wie gerädert fühlt und an anderen sofort fit?**
// Es kommt darauf an, aus welchem Schlafstadium man erwacht. Kommt man aus dem Tiefschlaf, ist man ziemlich fertig. Erwacht man jedoch am Ende einer Traumphase, wo der Schlaf flach wird, ist man recht schnell präsent.

// **Kann man das steuern?**
// Sie sollten solange schlafen bis Sie von selbst aufwachen. Also ohne Wecker. Sonst riskieren Sie immer, dass Sie mitten aus der Tiefschlafphase gerissen werden. Suchen Sie sich einfach einen Job mit flexiblen Arbeitszeiten. Machen Sie sich doch selbständig!

// **Gibt es noch andere Möglichkeiten?**
// Forscher arbeiten gerade daran, einen Wecker zu konstruieren, der die Gehirnströme messen kann. Innerhalb einer bestimmten Zeitspanne würde der genau dann klingeln, wenn man nicht im Tiefschlaf ist. Dann könnte man sich wohl auch besser an seine Träume erinnern.

// **Das müsste sich aber auch lohnen. Ist es denn möglich, seine Träume bewusst zu steuern?**

// Ja. Damit werden zum Beispiel Traumata therapiert. Menschen, die jede Nacht unter dem gleichen Alptraum leiden, lernen, den Traum anders enden zu lassen. Also wird er so lange mit dem positiven Ende durchgegangen, bis die neue Version auch geträumt wird. Eine andere Möglichkeit ist das luzide Träumen.

// **Luzides Träumen?**
// Das heißt, dass man sich plötzlich im Traum gewahr wird: Dies ist ein Traum – ohne dabei aufzuwachen. Manche können das oft. Bei mir passiert das vielleicht einmal im Jahr. Dann kann ich mir jemanden herbei wünschen oder mich an schöne Orte träumen.

// **Sagen wir, ich möchte von Heidi Klum träumen. Wie gehe ich vor?**
// Gar nicht so leicht zu beantworten. Normalerweise versuchen wir nur, von Alpträumen wegzukommen. Aber im Prinzip müsste das doch ähnlich gehen. Warum sollte das nicht auch funktionieren? Vielleicht könnte man so vorgehen: Intensives Beschäftigen mit Heidi Klum durch Anschauen von Abbildungen vor dem Schlafengehen.



MICHAEL WIEGAND, 57, ist Professor für Psychiatrie und Psychotherapie. Seit 1991 leitet er das Schlafmedizinische Zentrum an der Technischen Universität München.



Text_CAROLIN JENKNER, WOLF SCHMIDT Fotos_THOMAS KLINGER, WOLF SCHMIDT

Spätestens als ein Stein durch das Wohnzimmerfenster ihres Gemeinschaftshauses flog, wurde der Kommune klar, dass sie in Klein Jasedow nicht nur Freunde hat. Scherben lagen auf den Fliesen, und ihr Traum vom Ausstieg in Mecklenburg-Vorpommern hatte einen weiteren Riss bekommen. Es war damals schon sieben Jahre her, dass sie von der Schweiz an die Ostsee gezogen waren. Sieben konfliktreiche Jahre.

Sie, das waren der Niederbayer Johannes Heimrath und zehn Freunde, mit denen er schon über 20 Jahre in einer Kommune lebte. Johannes nennt sie seine „Großfamilie“. 1997 las er von der 300-Seelen-Gemeinde Pulow in Ostvorpommern. Der Teilort Klein Jasedow sei vom Aussterben bedroht, hieß es in dem Artikel. Für Johannes, 53, war sofort klar, dass sie dorthin ziehen würden, er und seine Freunde. Ein Dorf ganz neu aufzubauen, das war

genau ihr Ding. „Ich habe es gefühlt“, sagt Johannes. Es war seine Vision, in der Einöde Ostvorpommerns ein alternatives Leben zu führen. Mit seiner Großfamilie, der Natur, Tieren und eigenen Öko- und Kulturprojekten.

Was er nicht ahnte: Von Anfang an beäugten die Einheimischen die Kommunarden kritisch, als sie ihre Zelte und Bauwagen in Klein Jasedow aufschlugen – die Häuser, die sie gekauft hatten, mussten sie erst



AUSSTIEG OST

Eine bayerische Kommune zog dahin, wo niemand mehr leben wollte: an den äußersten Zipfel Mecklenburg-Vorpommerns. Dort schufen sie über 20 Arbeitsplätze – doch viele Einheimische fühlen sich an den Rand gedrängt.

IN DER EINÖDE Ostvorpommerns wollen sich die Alternativen ihren Traum von einem anderen Leben erfüllen. Bevor sie kamen, war Klein Jasedow am Aussterben.

mühsam sanieren, bis sie bewohnbar waren. Obwohl sie gleich am Anfang ABM-Stellen für den Umbau ihrer Häuser schufen, und damit Arbeit in die strukturschwache Einöde brachten, kamen erste Gerüchte auf: Die „Hippies“ wollten, dass alle barfuß liefen, hieß es. Und allen anderen ihre Lebensform aufzwingen.

Johannes ist der einzige in der Kommune, der barfuß läuft. Mit seinen langen schwarzen Haaren, den buschigen Augen-

brauen und seiner brummigen Bassstimme fällt er sofort auf. Auch wenn hier eigentlich alle gleich sind, Johannes ist ein bisschen gleicher. Nach neun Jahren haben er und seine Großfamilie einiges aufgebaut: Das Gemeinschaftshaus bietet nun Platz für alle Bewohner. Mittlerweile sind es 23. Im Garten blühen Osterlocken, auf der Wiese nebenan weiden Schafe und Ziegen, eine selbst gebaute Binsenkläranlage reinigt das Abwasser.

Eine alte Kantine der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) der DDR ist zur wirtschaftlichen Grundlage der Gemeinschaft geworden. Sie beherbergt den esoterischen Verlag *Human Touch*, der Zeitschriften über Feng Shui, Wasseradern und Energiefelder herausgibt. Jeder Kommunarde bekommt ein Gehalt von 410 Euro, das aber sofort wieder in einen Gemeinschaftstopf wandert. Kommunismus in Kleinform. Sie können

sich selbst ernähren. Und über 20 Leute aus der Gemeinde, die bei ihnen angestellt sind und sich über den hier üblichen Tariflohn von 1100 Euro freuen – auch wenn ihnen die Inhalte der Zeitschriften oft „zu abgedreht“ sind.

Die Firma ist Pflicht, als Kür kann sich jeder in der Kommune selbst verwirklichen: Johannes baut mannshohe Gongs. Nele, 26, und Tilli, 27, schippern mit Jugendlichen über die Ostsee. Nisse, 55, und Bea, 54, geben experimentelle Flötenkonzerte. Christine, 54, baut eine Scheune zu einem Haus für alternative Heilkunst um.

Für Anneliese Herfurth ist das kein Engagement, sondern Sektierertum. „Das Zusammenleben in unserem Dorf ist sehr schwierig“, sagt sie. Die 75-Jährige ist vor zwei Jahren zur Bürgermeisterin der Gesamtgemeinde Pulow gewählt worden, weil sie mit ihrem Demokratischen Bündnis gegen die Zugezogenen in Klein Jasedow kämpfte. Mit dem Slogan „Wir holen unser Dorf zurück“ gewann sie die Wahl mit 128 zu 109 Stimmen. Geändert hat

sich seitdem nicht viel. Herfurth kann nicht verhindern, dass die Kommunarden hier wohnen. Sie kann ihnen aber verbieten, Hinweisschilder für ihre ökologischen und kulturellen Projekte aufzustellen.

Matthias Andiel, 47, kann das nicht verstehen. Er hatte sich gefreut, als Johannes Heimrath ihn 1997 anrief und vorschlug, nach Klein Jasedow zu kommen. Damals war Andiel noch Bürgermeister der Gemeinde. Doch die Freundschaft zu den Neuen aus dem Westen brachte die Feindschaft mit dem anderen Lager mit sich – und den Verlust des Postens als Bürgermeister. Was er an der Kommune schätzte, ärgerte die Gegner rund um Herfurth. Die Konzerte am Klein Jasedower See waren für Andiel Kulturgenuss, für Herfurth germanische Sonnenanbetung. Für Andiel brachten die Neuen Leben in die Gemeinde, für Herfurth Unruhe.

Dass sie mit ihren unkonventionellen Ideen anecken, waren die Kommunarden bereits gewohnt. Zu Beginn der 90-er Jahre, als sie noch im bayerischen Wolftrats-

hausen lebten, stritten sie sich jahrelang mit dem Kultusministerium um eine Familienschule: Sie wollten ihre Kinder selbst unterrichten, weil die staatlichen Schulen ihrer Meinung nach zu wenig zur Selbstentfaltung beitrugen. Der Staat Bayern beharrte auf der Schulpflicht. Die Gemeinschaft zog an den Genfer See.

In ihrer dritten Heimat Ostvorpommern eskalierte der Kulturkampf erstmals im September 2001. Der Streitpunkt: Öko-Kräuter. Die Zugezogenen hatten zusammen mit Einheimischen eine Genossenschaft gegründet, die Bio-Tees herstellt. Der Verkauf lief gut an – bis sich die Blätter der Zitronenmelisse plötzlich weiß färbten. Bio-Tee ade. Für die Kommune war der Schuldige schnell ausgemacht: Ihre drei Hektar kleinen Felder sind umgeben von 5000 Hektar Ackerland der Peeneland Agrar GmbH. Diese hatte ihren Raps mit Herbiziden besprüht – der Wind wehte sie auf die Kräuter.

Die Öko-Alternativen gründeten eine Bürgerinitiative, verständigten Presse, Ge-

EINE IDYLLE, die trägt. Johannes Heimrath (oben links) kam mit seiner „Großfamilie“ nach Klein Jasedow, sie verwandelten Ruinen in Wohnhäuser, eine alte LPG-Kantine in einen Verlag mit 20 Mitarbeitern (oben rechts). Und dennoch fordern Einheimische: „Geht dahin zurück, wo ihr hergekommen seid.“



sundheitsamt und Landwirtschaftsministerium. In ihrer Besorgtheit überzogen die Kommunarden maßlos: Sie sprachen von „chemischer Verseuchung“, verglichen den Herbizid-Unfall sogar mit den Attentaten vom 11. September. Das Fieber der Kinder, Bauchschmerzen, Ausschlag: An all dem sollten der Großagrariere und sein „Gift“ schuld sein – auch wenn die Behörden eine gesundheitliche Gefährdung ausgeschlossen. Oberkommunarde Johannes Heimrath, damals zweiter Bürgermeister, wollte die gesamte Gemeinde Pulow zum Öko-Dorf machen – und konventionelle Landwirtschaft verbieten.

Die Mitarbeiter des Großagrarbetriebs gingen auf die Barrikaden. Und mit ihnen zahlreiche Altbürger. Sie stürmten eine Pressekonferenz der Kommune und hielten Schilder hoch mit dem Slogan: „Geht dahin zurück, wo ihr hergekommen seid.“ Die Polizei musste eingreifen, um Schlimmeres zu verhindern.

Der Kräuter-Krieg schwelt bis heute. Denn immer wieder werden einzelne Blät-

ter blass. Für die neue Bürgermeisterin Herfurth ist die Kommune aber selbst schuld an der Misere. „Wir haben hier nun einmal eine großflächige Landwirtschaft mit Riesefeldern“, sagt sie. „Die müssen auch gedüngt werden, da kann man keine

als er nach der Wende in die ehemalige DDR zog: „Die Leute hier gucken immer erst ganz skeptisch, was man macht. Und hinterher wird gesagt, ob's gut war oder nicht.“ Die Diskussionskultur der Westalternativen kenne man hier nicht. „Die

„DIE NEUEN HABEN TYPISCHE WESSI-FEHLER GEMACHT.“

Melisse daneben pflanzen und sie als Öko-produkt verkaufen.“

Pfarrer Philipp Graffam ist den Streit in seiner Gemeinde mittlerweile nur noch leid. „Ich fühle mich immer zwischen den Fronten hin- und hergespielt“, sagt er. Er hat Freunde auf beiden Seiten. Dennoch scheiterten seine Schlichtungsversuche. „Niemand ist bereit, Fehler bei sich zu sehen“, sagt er, „wobei die Neubürger in Klein Jasedow etwas einsichtiger sind.“

Ihnen bescheinigt er jedoch „typische Wessi-Fehler“, die er selbst gemacht habe,

Arbeitslosigkeit zieht hier alle runter. Sie liegt ganz schwer über der Landschaft“, sagt Graffam.

Neu gegen alt. Wessis gegen Osis. Alternative gegen Bodenständige. Als ob das nicht schon genug der Klischees wäre. Doch das Sozial-Experiment in Ostvorpommern setzte noch eins obendrauf. Nach einem Fußballturnier jagten betrunkenene Rechtsradikale Kommunenmitglied Alex, 29, durch Klein Jasedow und prügeln auf ihn ein. Mit viel Glück konnte sich der zweifache Vater in eines der Häuser retten. „Ich passte eben in deren Opferrolle“, sagt Alex im Rückblick. Er trug damals noch lange Haare.

Im September 2004 flog dann der Stein in das Wohnzimmerfenster. Wer ihn geworfen hat, ist bis heute unklar. Ein Stein so groß wie ein Handball. Ein Stein, der einen Traum beinahe zerstörte. Die Gemeinschaft dachte daran, alles aufzugeben, wieder woanders hinzuziehen. Auszusteigen vom Ausstieg Ost.

Doch sie sind geblieben – und sind froh darüber. Im Moment zumindest. „Die Menschen im Dorf fangen an, miteinander zu reden“, sagt Oberkommunarde Johannes Heimrath, als er am Abend hinter dem Gemeinschaftshaus steht. „Die Fronten werden weicher.“ Er hat Hoffnung, spürt, dass alles gut wird. „Ich habe das Gefühl, dass ich ein Ahne dieses Dorfes werden könnte.“ Die Vision eines anderen Lebens habe sich doch schon erfüllt, sagt er. Und deutet mit seinem Arm über alles, was die Kommune in neun Jahren aufgebaut hat: Die renovierten Häuser, das Büro in der ehemaligen LPG-Kantine, den Garten, die Binsenkärlanlage, die Schafweide.

Doch gleich hinter dem Weidezaun ragt ein silbernes Getreidesilo in den vorpommerschen Himmel und brummt leise vor sich hin. Der Agrarriese Peeneland hat es dorthin gestellt. „Ein Schwarzbau, ein Höllenlärm“, murmelt Johannes. Und etwas über einen Gerichtsprozess, der demnächst stattfinden soll.

Der Kulturkampf in Ostvorpommern wird wohl in eine weitere Runde gehen. ■



GAFFER & BEST BOY

Der Oberbeleuchter und sein Assistent sind in der Regel die ersten und die letzten am Set. Zwischendurch machen sie – wie hier – auch mal ein Püschchen.

GARDEROBE

Kümmert sich um die Klamotten der einzelnen Charaktere. Für die hübschen Daunenmäntel der Schauspieler ist jedoch nicht sie, sondern die Kälte verantwortlich.

REQUISITE

Besorgt alle Gegenstände, die für den Dreh nötig sind. Gerade hat sie im Café die Tische gedeckt.

KAMERAASSISTENT

An einem Filmset wird die Schärfe nicht eingestellt, sie wird gezogen. Das macht der Assistent, damit der Kameramann sich auf das Filmen konzentrieren kann.

CHEFKAMERAMANN

Bei kleineren Produktionen bedient er selbst die Kamera, bei großen macht das einer seiner Untergebenen.

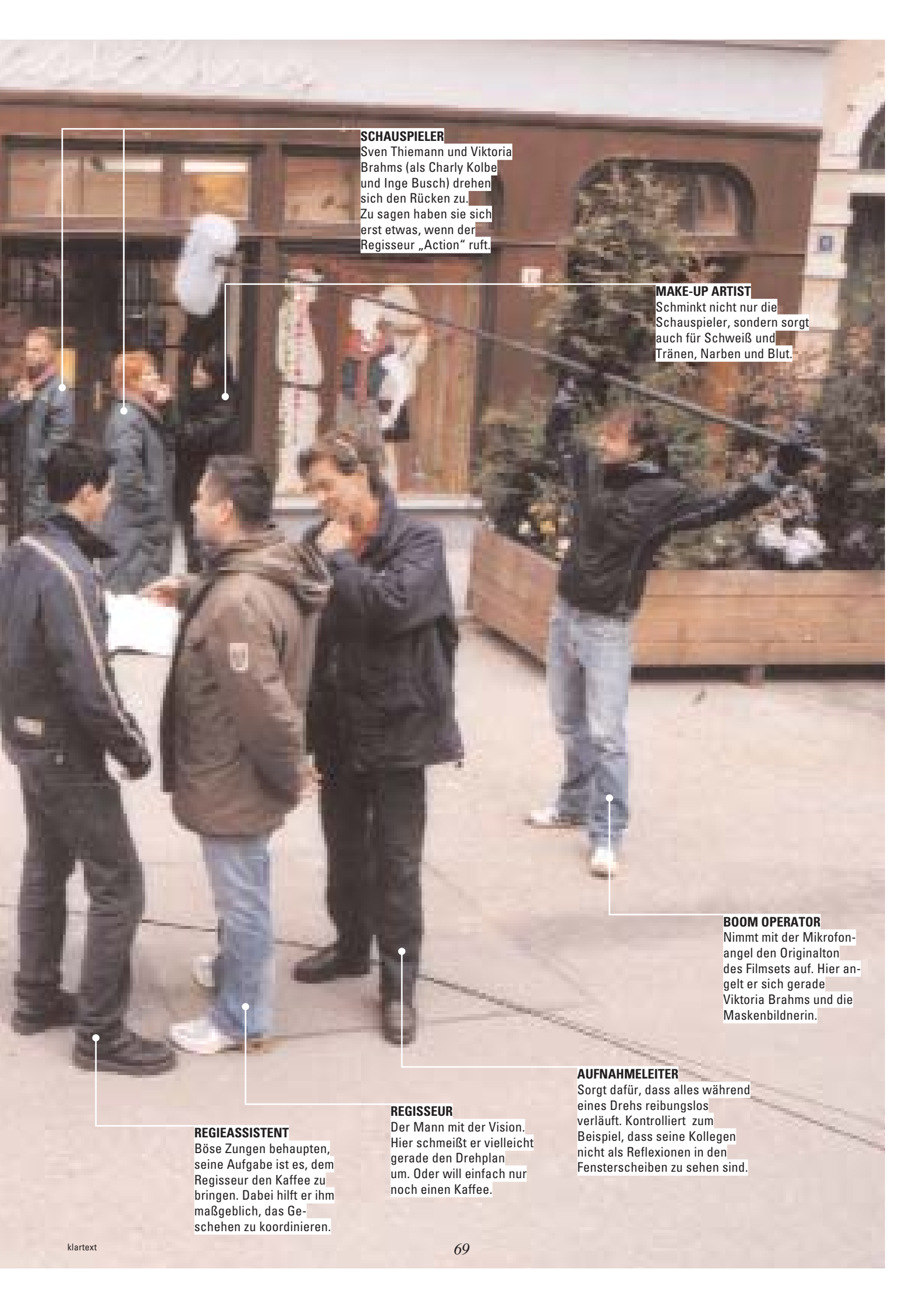
DOLLY GRIP

Wirkt richtungsweisend auf die Arbeit des Kameramannes ein. Er schiebt nämlich den Dolly – einen kleinen Wagen auf Rädern oder Schienen.

Text_ MICHAEL BRUNNBAUER
Foto_ EROL GURIAN

MARIENHINTERHOF

Sie angeln den Ton, ziehen die Schärfe oder setzen alles ins richtige Licht. Doch für den Zuschauer bleiben sie stets unsichtbar. Ob Hollywood Blockbuster oder Daily Soap, ohne sie geht nichts. Ein Blick auf die Arbeiter hinter den Kulissen – am Beispiel Marienhof.



SCHAUSPIELER

Sven Thiemann und Viktoria Brahms (als Charly Kolbe und Inge Busch) drehen sich den Rücken zu. Zu sagen haben sie sich erst etwas, wenn der Regisseur „Action“ ruft.

MAKE-UP ARTIST

Schminkt nicht nur die Schauspieler, sondern sorgt auch für Schweiß und Tränen, Narben und Blut.

BOOM OPERATOR

Nimmt mit der Mikrofonangel den Originalton des Filmsets auf. Hier angelt er sich gerade Viktoria Brahms und die Maskenbildnerin.

AUFNAHMELEITER

Sorgt dafür, dass alles während eines Drehs reibungslos verläuft. Kontrolliert zum Beispiel, dass seine Kollegen nicht als Reflexionen in den Fensterscheiben zu sehen sind.

REGISSEUR

Der Mann mit der Vision. Hier schmeißt er vielleicht gerade den Drehplan um. Oder will einfach nur noch einen Kaffee.

REGIEASSISTENT

Böse Zungen behaupten, seine Aufgabe ist es, dem Regisseur den Kaffee zu bringen. Dabei hilft er ihm maßgeblich, das Geschehen zu koordinieren.



WERNER ZIMMERMANN ist der Kanzler-Flüsterer. Seit 17 Jahren dolmetscht er für die Großen der Republik.

DIE ZWEITSTIMME DER KANZLER

Er stand neben Merkel, als Chirac ihre Hand küsste. Er saß neben Kohl, als Mitterrand mit ihm über die Deutsche Einheit verhandelte. Dolmetscher Werner Zimmermann arbeitet im Zentrum der Macht – und ist doch nur Beobachter des Geschehens.

Text_SVEN BÖLL, DÖRTHE NATH
Fotos_DÖRTHE NATH

Helmut Kohl sagte einfach nur „Zimmermann“: „Komm’ Zimmermann, wir gehen zu Gorbatschow.“ Ohne ein „Herr“ und ohne Widerspruch zu dulden. Also folgte er seinem Chef in die Ecke des Pariser Elysée-Palastes. Werner Zimmermann ist stolz darauf. „Wenn Kohl einen nur mit dem Familiennamen angedredet hat, dann war das eine große Ehre.“ Dass er kein Russisch spricht, war dem damaligen Kanzler egal: „Du gehst jetzt mit.“ Ein Dolmetscher von Gorbatschow übersetzte ins Französische, Zimmermann ins Deutsche. Worüber sich die beiden unterhalten haben, sagt der 57-Jährige nicht. Denn Zimmermann darf nichts von dem weitergeben, was er Kanzlerin Angela Merkel, Bundespräsident Horst Köhler, Außenminister Frank Walter Steinmeier und ihren Vorgängern ins Ohr geflüstert hat. Würde er auch nie tun. Da ist Zimmermann korrekt. Nur soviel: Es geht auch bei den Mächtigen nicht immer nur um weltbewegende Dinge. „Frau Merkel unterhält sich ja nicht sofort über die finanzielle Vorausschau der EU, wenn sie aus dem Auto steigt.“ Spitzenpolitiker reden auch über Privates, das Wetter und Fußball. Smalltalk eben. Aber Psst!

ER KENNT JEDEN und jeder kennt ihn. Werner Zimmermann war bei fast allen wichtigen außenpolitischen Ereignissen dabei.

„DAS GRÖSSTE KOMPLIMENT: ÜBERSEHEN WERDEN.“

Wenn Werner Zimmermann über seinen Beruf spricht, benutzt er Worte wie „faszinierend“, „spannend“ und „höchstinteressant“. Die Hände unterstreichen seine Leidenschaft mit entschlossenen Gesten. Dabei strahlt er wie ein kleiner Junge – vor Begeisterung: „Das Auswärtige Amt ist für Dolmetscher die Nationalmannschaft.“ Dass er im deutsch-französischen Team einen Stammsitz hat, davon sind alle in seinem Umfeld überzeugt. „Zimmermann gehört einfach dazu. Er kennt jeden und jeder kennt ihn“, erzählt sein französischer Dolmetscher-Kollege Edgar Weiser. Der ehemalige Außenminister Klaus Kinkel nennt ihn sogar eine „Stellschraube im deutsch-französischen Motor“.

Eine Stellschraube mit Einfühlungsvermögen, wenn man Kinkel glaubt: „Er hat es durch seine Einfühlbarkeit geschafft, mein Temperament mit zu übersetzen und wusste immer schon vorher, was ich sagen will.“ Nach stundenlangen Gesprächen sei sein Deutsch oft schlechter gewesen als Zimmermanns Übersetzung. Der Dolmetscher besser als der Politiker? Zumindest reizt es Zimmermann manchmal, nicht nur das sprachliche Alter Ego der Mächtigen zu sein. Immer dann, wenn er sich beim Dolmetschen denkt: „Das hätte ich jetzt genauso gesagt.“ Aber die Seite wechseln und in die Politik gehen möchte er nicht. „Das, was ich jetzt mache, macht mir am meisten Spaß.“ Das sagt er oft.

Zumindest bereitet er sich aber wie ein Politiker vor. Zimmermann bekommt die gleichen Akten wie die Gesprächspartner, damit er sich auf Begriffe, Terminologie und Zusammenhänge einstellen kann. „Was ich nicht verstehe, kann ich nicht dolmetschen.“ Wenn bei einem wichtigen Treffen trotzdem mal ein Fehler passiert, springt der französische Kollege Weiser ein. Beide verstehen sich blind, ein Kopfnicken oder Augenzwinkern genügt.

Manchmal liegt die Schwierigkeit aber gar nicht in der Fremdsprache. Kinkel erzählt, dass er gerne schwäbische Ausdrücke benutzte. Als Zimmermann einen Satz mit den Worten Käpsele, Röhrle und Cleverle übersetzen sollte, erwiderte er: „Wenn Sie es nochmal auf Deutsch wiederholen, mache ich das gerne, Herr Minister.“ Kinkel lachte und boxte Zimmermann auf die Brust. Das hat er immer gemacht, wenn er jemanden besonders gerne mochte. Bei Zimmermann also häufig.

Alle mögen Zimmermann und Zimmermann mag seine Arbeit. Mit einer Ausnahme: das Stühlchensitzen. So nennen es die Dolmetscher, wenn sie beim Staatsbankett hinter den Politikern platziert werden. Sie hören kaum etwas und stören die Bedienung. Das Essen können sie nur riechen: „Ich habe schon stundenlang bei der niederländischen Königin gesessen und nichts zu essen bekommen“, erzählt Zimmermann. In Deutschland und Frankreich

sitzt er aber meistens mit am Tisch. Wenn er Hunger hat, hofft er, dass Angela Merkel viel redet. Da er vom Französischen ins Deutsche dolmetscht, ist dann Kollege Weiser dran, und er kann essen.

Dass Zimmermann eine Figur am Rande ist, die in Bildunterschriften namenlos bleibt, stört ihn nicht. „Ich bin eben ein Statist auf diplomatischer Bühne.“ Die besten Dolmetscher seien diejenigen, die man nicht bemerke. Die Politiker sollten das Gefühl haben, sie würden das Gespräch ohne Dolmetscher bestreiten. Das heißt: immer wegducken oder sich in den Hintergrund stellen. Für Zimmermann ist es das größte Kompliment, übersehen zu

werden. Wenn er sich dann am nächsten Morgen trotzdem auf der Titelseite zwischen zwei Lenkern der Welt sieht, ist er stolz, dabei gewesen zu sein. Die Beweise sammelt er an der großen Pinnwand in seinem Büro, wo Bilder von UNO-Generalsekretär Kofi Annan, dem russischen Präsidenten Putin und anderen Wichtigen hängen. Immer ganz nah dran: Zimmermann.

Wenn er sich an einige der Ereignisse erinnert, läuft ihm heute noch ein Schauer über den Rücken. Gänsehautmomente wie der 14. Juli 1994, als erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg deutsche Soldaten über die Champs Elysées defilierten. Bundeskanzler Helmut Kohl saß neben dem französischen Staatspräsidenten François Mitterrand auf der Ehrentribüne und war zu Tränen gerührt. „Als ich diese Emotion beim Kanzler erlebt habe, hat es mich auch erwischt.“

Überhaupt Kohl. Fast zehn Jahre hat Zimmermann mit ihm zusammengearbeitet. „Die Chemie zwischen uns hat einfach gestimmt.“ Er lächelt wehmütig, als er erzählt, wie Kohl ihm beim Stühlchensitzen fleißig Brötchen geschmiert oder Desserts gereicht hat. Der Altkanzler hat ihn im vergangenen Jahr sogar zu seinem 75. Geburtstag eingeladen. Was in der Einladung stand, verrät er nicht. Vielleicht hat Kohl ja einfach geschrieben: „Und Du kommst auch, Zimmermann!“

*** WERNER ZIMMERMANN, 57**, wurde in Eupen im deutschsprachigen Teil Belgiens geboren. Von der ersten Klasse an lernte er Französisch, bis heute die Sprache seiner Leidenschaft. Weil ihm das Romanistikstudium zu theoretisch war, studierte er Dolmetschen. 1975 hörte er zufällig von einem Job im Verteidigungsministerium. Das Auswärtige Amt warb ihn 1989 ab.

DIE KANZLER kamen und gingen, Zimmermann blieb: sei es beim Antrittsbesuch von Angela Merkel 2005 in Paris, beim Europäischen Rat in Brüssel 2003 mit Gerhard Schröder oder bei den deutsch-französischen Konsultationen 1990 mit Helmut Kohl in München.



IHR PLATZ AM RAND

START

Sie sitzen an Ihrer Steuererklärung.

JA

Bekommen Sie auf einmal schrecklich Lust, den Kalk an Ihrer Duschwand zu entfernen?

NEIN

Sie sitzen im Zug nach Hamburg. Plötzlich kommt die Durchsage „Dieser Zug muss leider über Rom umgeleitet werden.“

Bleiben Sie sitzen?

Ein Freund ist bei Ihnen zum Frühstück eingeladen und krümelt mit seinem Croissant auf den Boden.

Haben Sie vorsichtshalber schon den Handstaubsauger aufgeladen?

Die Party bei Ihrem besten Freund neigt sich dem Ende zu. Das Geschirr stapelt sich auf der Spüle.

Müssen Sie plötzlich ganz dringend nach Hause?

Ihre Ebay-Auktion läuft in zwei Minuten aus, Ihre Wäsche hängt auf dem Balkon und an der Fensterscheibe kullern die ersten Regentropfen. Jetzt klingelt noch Ihre Nachbarin.

Fühlen Sie sich überfordert?

Sie sind zu einer Juristenparty eingeladen.

Ziehen Sie sich noch schnell Ihren CD-Rom-Kurs „BGB leicht gemacht“ rein?

Sie versuchen sich auf der Website eines großen Transportunternehmens eine Fahrkarte zu kaufen. Das Laden der Seite dauert ewig.

Malträtiert Sie die Maus so lange, bis der Rechner abstürzt?

Das letzte Paar Ihrer Traumschuhe stolziert gerade an den Füßen eines anderen Kunden im Schuhgeschäft vorbei.

Sagen Sie ihm/ihr, Sie würden ihm/ihr überhaupt nicht stehen?

SIE GEHÖREN ZUR RANDGRUPPE DER...

EINKAUFSSCHLANGEN-SPRINGER

Bloß keine Rücksicht auf Verluste: Ihr Einkaufswagen ist voll, und jetzt ist es Ihr höchstes Ziel, so schnell wie möglich zu Ihrem Auto zu kommen. Sie haben doch sicherlich am allerwenigsten Zeit von allen. Lauernd warten Sie auf eine Kasse, die neu aufmacht. Oder rechnen sich aus, wo es am schnellsten vorwärts geht. Es zählt ja nicht nur die Anzahl der Einkäufer, sondern auch deren Geschwindigkeit. Nur nicht ungeduldig werden.

MITESSER

Sie möchten nicht als Vielfraß dastehen, und deshalb sagen Sie auch stets: „Ich habe gar keinen Hunger“, wenn Ihr Partner Sie fragt, ob Sie nicht auch etwas zu essen bestellen wollen. Wenn der Kellner die Calamari mit Cocktailsoße serviert, läuft Ihnen dann aber doch das Wasser im Munde zusammen. „Das sieht aber lecker aus, das schaffst Du doch nie allein.“ Und schon steckt der erste Bissen in Ihrem Mund. Egal, ob Ihr Partner das will oder nicht. Machen Sie nur weiter so, nach ein paar Malen wird Ihr Partner ganz automatisch die doppelte Portion bestellen.

SPORTMOGLER

Konsequent sind Sie, denn Sport ist anstrengend. Und gerade deshalb schlägt bei Ihnen das strategische Denken voll durch: 20 Kilometer Joggen sollten es heute eigentlich sein. Aber bei Kilometer fünf bellt der innere Schweinehund los. Laufen verbraucht auch Kalorien, denken Sie sich und gehen ein Stück – bis der nächste Jogger um die Ecke kommt. Dann fangen Sie schnell wieder an zu laufen – den Schein zu wahren ist schließlich die halbe Miete.

WÄHREND-TAGESSCHAU-NICHT-GESTÖRT-WERDEN-WOLLER

Eins muss man Ihnen lassen: Sie sind zielstrebig und lassen sich auch nicht von dem einmal gefassten Plan abbringen. Und wenn um 20:02 Uhr das Telefon klingelt, dann lassen Sie es klingeln. Denn gerade berichtet die Tagesschau von der Gesundheitsdebatte im Bundestag. Und von der wollen Sie nicht erst morgen früh in der Zeitung lesen. Ihr guter Freund am anderen Ende der Leitung sollte das schließlich wissen und am nächsten Tag noch einmal anrufen.